

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Der Pfarrer. Von Karl Zentisch	329
Karl Spitteler. Von Jonas Fränkel	334
Derse. Von Herries Preißeren von Münchhausen und Fritz Schanz	344
Seddon. Von Max Herz	346
Mobell und Mopie. Von Louis Gerinsh	357
Der rothe Kreuzmann. Von Edward Goldbeck	360
Nationalökonomie auf der Universität. Von Leon Zeilins	361
Japan. Von Labon	363

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 30 sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
 Kommanditgesellschaft auf Aktien
Kapital: 5 Millionen Mark.
 Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,
 hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen
 Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber
 völlig kostenfrei.

9-4 Uhr.

EMIL JACOBY

„Herz-Schuhe“



Frankfurt am Main
nach Dresden

Friedrich-Strasse 70

Leipzigerstr. 120
Schillstrasse II¹/₂



Die beste Aufnahme
finden überall

Agfa

Photo-Artikel

Act-Gez für Anilin-Fabrikation
Berlin S-O 36

GRATIS durch die
Photohändler:

„Agfa“-

Preisliste 1908

mit nebenstehender Titelzeichnung.
96 Seiten Text über:

„Agfa“-

- * Platten
- * Filme
- * Cassetten
- * Entwickler
- * Spezialitäten

„Isolar“

- * Platten u. Filme
- * (Name geschützt)



Berlin, den 7. März 1908.

Der Pfarrer.

Brauchen wir den Pfarrer noch? Es kommt darauf an, wer mit dem „wir“ gemeint ist. Im neunten und zehnten Jahrhundert war (in Deutschland besonders) die Kirche die einzige Kulturmacht. Ohne die Klosterschulen wäre nicht einmal eine civilisirte Verwaltung und Regierung möglich gewesen. Wie vom elften Jahrhundert an, wo sich dem ersten Kulturträger als ein zweiter allmählich das städtische Bürgerthum zugesellte, das Leben schrittweise, anfangs nur sehr langsam, säkularisirt worden ist: Das im Einzelnen zu beschreiben, wäre eine der schönsten Aufgaben für einen Historiker. Im neunzehnten Jahrhundert, wo sich die Zeitungs- und Zeitschriftenwesen und der Massenvertrieb von Büchern ausbildeten, der Schulzwang einen zahlreichen Stand tüchtiger Volksschullehrer schuf, die Zahl der Beamten ins Ungeheuerliche anschwellte, der reichen Entfaltung und Differenzirung der Wissenschaften eine eben solche Gliederung der technischen Berufe entsprach, nahm die Säkularisirung ein beschleunigtes Tempo an; und heute bildet die Geistlichkeit nur noch einen winzigen Bruchtheil der Schaar von Volksschullehrern und Volksbildnern, zu denen sich ja wohl auch die Unterofficiere und die Strafrichter rechnen. Darum scheint die Vermuthung berechtigt, daß der Pfarrer bald ganz überflüssig sein werde. Freilich ist das Lehren nicht die einzige Funktion der Kirche; und außerdem könnte sein, daß auch beim Lehren die Abnahme des relativen Quantums von einer unersetzbaren Qualität und Intensität ausgewogen würde. In Deutschland (auch in Italien) machen sich die Geistlichen (bei uns die Geistlichen beider Konfessionen) um das ländliche Genossenschaftswesen sehr verdient, wirken auch sonst als Berather in zeitlichen Angelegenheiten, nicht immer heilsam, aber auch nicht immer verderblich, und als Tröster erscheinen sie vielen

Millionen unentbehrlich. Auch wenn die kirchliche Metaphysik in Aberglauben übergeht, sind gewöhnlich Herzensbedürfnisse von Laien die treibende Macht. Mit dem katholischen Wunderglauben konkurrieren heute die protestantischen Okkultisten und die schwärmerischen Sekten Nordamerikas, die auch in Deutschland Propaganda machen (das „Jungenreden“, das im vorigen Sommer die Hessen erregte, hat jetzt auch Schlesien angesteckt). Ein protestantischer Autor, dessen Namen ich vergessen habe, sagt: Nicht ungeheure Dummheit, sondern das ungeheure Trostbedürfnis ist schuld daran, daß solche Epidemien auch in unserer hellen Zeit noch wuchern. Zur Sicherung seiner Seligkeit bedarf ein moderner Mensch der Kirche natürlich nicht mehr; aber bei den sozialen, gemüthlichen und selbst den Lehrfunktionen liegt die Entscheidung nicht so einfach.

Rudolf Benzig fordert in seinem Buch „Ohne Kirche, eine Lebensführung auf eigenem Wege“ (Jena, Eugen Diederichs), daß wenigstens Alle, die innerlich frei von der Kirche geworden sind, die äußeren Konsequenzen daraus ziehen und aus ihrer Lebensführung alles Kirchliche ausschließen, und er zeigt sehr schön, wie durch Selbsterziehung, Erziehung der Kinder ohne Mithilfe der Kirche, Jugendweihe, ästhetische und Naturfeste Alles ersetzt werden könne, was die Kirche noch leistet. Er ist ein ehrlicher, tiefer und edler Geist, der die Sache sehr ernst nimmt. Von einer Parteipropaganda für Massenaustritt will er nichts wissen; nur die Reisen sollen sich zusammenschließen. Sie aber haben die Aufgabe, ihr ganzes Volk zur Reise zu erziehen, die doch einmal eintreten müsse. Die Stelle der Bekenntniskirchen werde dann die Ethische Gesellschaft einnehmen, womit nicht die heutigen schwachen Ansätze gemeint seien, sondern die große Menschheitsgemeinde, in der aus dem Streit um das Ideal das Streben nach dem Ideal geworden sein werde. Wilhelm Bölsche unterstützt ihn mit einem langen und schönen Geleitwort. Bölsche fragt: „Was kann die Kirche mir als religiösem Menschen noch geben? In Zeiten, wo das spontan aufwachsende religiöse Empfinden des Einzelnen so große Helfer hat wie Kunst, Wissenschaft, eine weiterentwickelnde Philosophie, unabhängige Ethik, eine in der Gemeinschaft aller Gebildeten ohne jede kirchliche Abgrenzung beständig zunehmende soziale und humanitäre Hilfsbewegung?“ Ich darf für meine Person eben so fragen, aber ich schließe drei weitere Fragen daran. Würde ich ohne die Worte Jesu zu solchem Selbstgenügen gelangt sein? Auch Bölsche und Benzig, die in der Ethik den Kern der Religion sehen, bekennen sich zur Ethik Jesu. Würden diese Worte heute noch existiren, wenn sie nicht die Kirche durch die Völkerwanderung, durch die Jahrhunderte der Barbarei hindurchgerettet hätte? Sollten die Juden einwenden, was Jesus gesagt habe, sei ja schon von Moses und den Propheten gesagt worden, so würde ich diese Frage in der Form wiederholen: Besäßen wir den Dekalog und die Prophetenschriften, wenn nicht die jüdische Kirche, deren eigene Erhaltung in der Zerstreuung durch die Ungunst

zweier Zehntausende ein großes Wunder ist, sie erhalten hätte? Wie denn überhaupt die Synagoge dem jüdischen Bruchtheil der Kulturwelt bis heute Alles leistet, was die große Masse von der christlichen Kirche empfangen hat und empfangt. Endlich: Ist denn diese Masse, selbst mit Hilfe der Bibel und der Kirche, schon auf unseren Standpunkt gelangt oder ist Aussicht vorhanden, daß sie binnen Kurzem hinaufgelangen werde? Daß sie es noch nicht ist, räumt Benzig ein; wie steht es um die Aussicht auf die nächste Zukunft?

Er fordert in dem Abschnitt über die Selbsterziehung (der sehr Vieles enthält, was mit der kirchlichen Ethik ganz genau übereinstimmt), daß man streng sei gegen sich selbst. Mäße? Rein! „Aber vergessen wir auch nicht, daß Mäße Uebung heißt und daß nur Der ein Recht hat, über Mißbrauch der Entsagungsfähigkeit des Menschen durch die Kirche zu klagen, der solche Entsagung zu ethischer Uebung und Vervollkommenung freiwillig gebraucht.“ Also wird nur die falsche Mäße verworfen, die echte für nothwendig erklärt. Wie groß mag wohl die Zahl der Durchschnittsmenschen sein, die aus freien Stücken und aus eigener Ueberzeugung hart gegen sich selbst sind und sich der echten Mäße befleißigen? Benzig erkennt an, daß die charitative Liebe, die wir allen Menschen schulden, keine Leidenschaft ist wie die gewöhnlich so genannte Liebe, überhaupt nicht etwas Natürliches im gebräuchlichen Sinn dieses Wortes. Das Natürliche sei, den Feind zu hassen. Ist es sehr wahrscheinlich, daß der Durchschnittsmensch ganz von selbst, ohne ein bißchen Zügel, Sporn und Peitsche, die ein Anderer handhabt, Pflichten erfüllen werde, die ihm wider die Natur gehen? Wie kommen wir überhaupt zum Begriff der Pflicht, zum kategorischen Imperativ, zu einem „Du sollst“? Ist es nicht geradezu spasshaft, wenn die preussische Unteroffiziermoral des braven Kant immer noch als Autonomie gepriesen wird? Was der Mensch an ethischen Anlagen von Natur besitzt (die Biologen sagen: durch Anpassung und Vererbung erworben hat), sind Sympathien und Antipathien, Gefühl für Recht und Billigkeit, Einsichten in die Zweckmäßigkeit moralischen Verhaltens, Wohlgefallen an edlen und Mißfallen an unedlen Charakteren und Handlungen. Aus Alledem entspringt nur jenes „Ich wünsche, ich will, ich muß“, das die edlen Seelen moralisch handeln läßt, aber niemals das „Du sollst!“, ohne das die unedleren vielleicht das soziale Gefüge in Gefahr bringen würden. Schon das „Du“ beweist, daß die „Stimme des Gewissens“ eine fremde Stimme ist, die von außen in unser Inneres eindringt. Es ist die Stimme des Vaters (auch Benzig betont, daß das Kind „durch die Phase des Autoritätsglaubens“ und des auf diesen gegründeten Gehorsams hindurchmüsse), des Lehrers, des Unteroffiziers, des Strafrichters, des im Namen Gottes redenden Priesters und Propheten, die in unserem Inneren bis ans Lebensende widerhallt. Mag sein, daß diese Stimme in unserer Vernunft freudige Zustimmung weckt und daß wir sie zu unserer Stimme machen,

autonom handeln, aber dann sagen wir eben: „Ich will“, vernehmen kein „Du sollst“, empfinden nicht die Gebundenheit, die das Wort Pflicht bezeichnet. „Sich selbst befehlen“, sibi ipsi imperare, ist nur eine bildliche Redensart; zum Befehlen gehören stets Zwei; alle Imperative stammen von außen. Bekanntlich ist es neben der Kirche hauptsächlich der Staat, der sie liefert (bei den Primitiven der Brauch der Horde), und zwar in erster Linie durch die Schule, die militärische Disziplin, die Polizei und die Straffjustiz. Vom Geschmack hängt es ab, ob man sich mit diesen politischen Imperativen begnügen will (manche Leute sind besonders dann unzufrieden mit ihnen, wenn der Staat selbst von den Imperativen der nationalen und der Rassenleidenschaft gelenkt wird) oder ob man sie mit kirchlichen Imperativen wie dem der allgemeinen Menschenliebe zu ergänzen wünscht.

Die sittlichen Gefühle würden in allen Menschen, in Heiden, Christen, Atheisten, die selben sein, wenn alle Menschen gut und edel wären. Aber auch dann noch würden die selben Gefühle ein verschiedenes Verhalten fordern je nach der verschiedenen Weltanschauung und Metaphysik. Der Kardinal Bellarmin pflegte Rücken, die sein Blut saugten, gewähren zu lassen; denn, sagte er, diese armen Geschöpfchen haben kein ewiges Leben zu erwarten, darum darf man sie in dem einzigen Genuß, der ihnen gegönnt ist, nicht stören. Unter zehn Durchschnittsmenschen, die den Glauben an ein Jenseits aufgegeben haben, werden mindestens neun geneigt sein, diesen Grundsatz als Moralprinzip zu verkünden, und es ist noch die Frage, ob sie sämtlich das Rückenrecht allen Menschenbrüdern ohne Ausnahme zugestehen werden oder ob es nicht so mancher bloß als Privilegium für die eigene werthe Person in Anspruch nimmt. In der Unioersitätsdebatte des österreichischen Reichsrathes wurde auch die Kraniotomie erörtert, die, nebenbei bemerkt, in England schon vor sechzig Jahren allgemeiner Brauch war. Die katholischen Moralisten verbieten sie, weil das im Mutterleibe getödtete Kind um die Taufe und dadurch um die ewige Seligkeit komme. Diesen Aberglauben theile ich natürlich nicht; aber es giebt andere Moralaufschriften, die nur aus dem Unsterblichkeitsglauben erklärt werden können und die in die Strafgesetzbücher aller Kulturvölker übergegangen sind. So die Gesetze „zum Schutze des keimenden Lebens.“ Haefel erklärt sie in den „Lebenswundern“ aus biologischen Gründen für ungerechtfertigt. Das Leben eines schon Geborenen zu erhalten, wenn dieses Leben vollkommen unnütz und eine Qual ohne Aussicht auf Besserung ist, hat nur unter der Voraussetzung einen Sinn, daß man an ein positives göttliches Verbot der Tödtung und an ein Jenseits glaubt, in dem der Leidende für die erduldete Erdenpein entschädigt werden wird. Fällt diese Voraussetzung weg, so gebietet die Vernunft dem mündigen Leidenden den Selbstmord und die Nächstenliebe den Angehörigen eines unmündigen oder hilflosen Elenden die Tödtung. Nament-

lich die Aerzte sind an diesem Problem interessiert, denn es handelt sich dabei um Krüppel, Mißgeburten, unheilbare Kranke und Kinder der Gasse.

Nun erweist ja jetzt Frankreich der Menschheit den Dienst, das Experiment zu machen. Die Bevölkerung hat sich in die Kirchenlosigkeit gefunden und soll sich auch an den Orten, wo der Gottesdienst aufgehört hat, sehr wohl fühlen. Ganz natürlich. Als Kinder haben wir Alle gern die Kirche geschmäht; und was ist, auf die sittliche Reife angesehen, „das Volk“ Anderes als ein Haufe alter Kinder? Wenn in Frankreich Alles gut geht, wenn nach etwa dreißig Jahren die eben ange deuteten Probleme zu allgemeiner Zufriedenheit gelöst sind und die vom Staat ausgehenden kategorischen Imperative hinreichen, das soziale Leben vor Auflösung zu bewahren, vielleicht es sogar auf eine höhere Stufe heben, dann werden in Deutschland auch die Besonnenen an Staatsgesetze zur Neugestaltung des bürgerlichen Lebens im Sinn von Bösche und Benzig denken dürfen.

Zum Schluß mag noch einer von den vielen guten Gedanken Benzigs der Erwägung empfohlen werden. „Man könnte wirklich auf den sehr unprotestantischen Gedanken kommen, daß die römische, noch mehr die griechisch-katholische Kirche das bessere Theil erwählt habe, wenn sie für die gemeinsame Feier das vieldeutige Wort möglichst ausschalteten und in kindlich-symbolischen Bräuchen das eigentlich erhebende und erbauliche Moment gemeinsamer Feier erblickten. Daß es auf diesem Wege zum Mindesten auch geht, beweisen die vollen Kirchen und die unleugbar tiefe Andacht in den katholischen und orthodoxen Ländern.“ In einigen katholischen Ländern und in den katholischen Gegenden protestantischer Länder, müßte Benzig sagen. Die Erklärung dieser Erscheinung ist einfach genug. Das Wort trennt, nicht, wie Benzig wunderlicher Weise meint, weil es vieldeutig ist, sondern gerade in dem Maß, wie es klar und eindeutig eine bestimmte Meinung ausdrückt. Denn von den Meinungen gilt: so viele Köpfe, so viele Sinne, so daß ein Prediger, der nicht Ermahnungen oder hübsche Gleichnisse und erbauliche Geschichten, sondern Meinungen zum Besten giebt, mehr Widerspruch herausfordert als Beistimmung findet. In Gefühlen dagegen und in Symbolen, die Gefühle, Stimmungen und Ahnungen erwecken, mögen sie nun in einer Madonna Raffaels, in einer Messe von Haydn, in einem würdevollen liturgischen Schauspiel oder in einem einfachen Brauch wie dem Kreuzzeichen bestehen, können sich unzählige Menschen der verschiedensten Meinungen und Bildungsgrade so leicht zusammenfinden wie etwa bei den Klängen der Nationalhymne in einer patriotischen Festversammlung. Das Symbol eint; und darum bewährt ein symbolischer Gottesdienst im Ganzen und auf die Dauer mehr Zugkraft als die Predigt. „Wer die religiöse Inbrunst messen könnte, würde vielleicht sogar ein recht unbequemes Gesetz entdecken, wonach ihr Wachsthum im umgekehrten Verhältniß steht zu ihrem

Behalt an bewußtem Verständniß.“ Für den heutigen Intellektuellen ist doch dieses Geſetz gar nicht unbequem; er kann darin ja nur die Beſtätigung ſeiner Anſicht begrüßen, daß die Religion zum Gemüthsleben niederer Kulturſtufen gehöre, auf den höheren aber der Wiſſenſchaft und Philoſophie zu weichen habe. Vor dreißig Jahren hat ein geiſtvoller Altkatholik geſagt: Am Vollſten ſind die ruſſiſchen Kirchen, in denen gar nicht gepredigt wird. Weniger voll ſind die römisch-katholiſchen Kirchen, in denen regelmäßig und mittelmäßig gepredigt wird. In den evangeliſchen Kirchen Deutschlands werden heute an jedem einzelnen Sonntag mehr gute Predigten gehalten, als in allen katholiſchen Kirchen zuſammengenommen in ſechshundert Jahren gehalten worden ſind: und dieſe Kirchen ſind leer. Auf dieſem Wege, ſagt Penzig noch, „würde dann auch in proteſtantiſchen Kreiſen vielleicht ein Wenig mehr Klarheit darüber verbreitet werden, wie viel eigentlich der Kultus der Kunſt zu danken hat.“ Und die Kunſt dem Kultus, meinen Leute wie Roſegger und

Karl Zentſch.



Karl Spitteler.*)

„Nicht die Alten, die glaubens nicht; nicht die Zeitgenoſſen, die leidens nicht; nicht die Frauen, die folgen dem Erfolg; ſondern einzig und allein die auserleſene Mannſchaft eines nachkommenden Geſchlechts.“ Spitteler.

In ſeinem Wundermythos von Pandora erzählt Spitteler, wie die Gotteſtochter mit ihrem köſtlichen Kleinod, daran ſie durch langer Jahre Zeit in ſtillen Nächten gewirkt, auf die Erde herabſteigt, um die Noth des Menſchenvolkes zu

*) Spitteler iſt 1845 in Viſſthal in der Schweiz geboren. Von ſeinen Werken ſind jetzt: „Prometheus und Epimetheus“ (1880/81 erſchienen), „Extramundana“ (1883), „Schmetterlinge“ (1889), „Konrad der Pleutnant“ (1898), „Olympiſcher Freijünger“ (in vier Theilen, 1900 bis 1905), „Gedächtniſſe“ (1906), „Imago“ (1906), „Mädchenſeinde“ (1907) und die „Verlorenen Wahrheiten“ (eine Sammlung von Aeuſſagen, 1898) bei Diederichs in Jena vereinigt; „Friedli der Kolberi“ (1891), „Gustav“ (1892), „Literariſche Gleichniſſe“ (1892) und „Balladen“ (1893) ſind bei Albert Müller in Zürich herausgekommen; außerdem ein Band beſchreibender Proſa „Der Gotthard“ (1897) bei Huber in Frauenfeld.

hindern. Aber Niemand will das Geschenk annehmen: weder der König der Menschen, noch die Priester, noch die Lehrer, noch die Handwerker, noch die Bauern, noch die Krämer auf dem Markte. Nur ein Jude erkennt den Werth der verschmähten Gottesgabe, hebt sie auf und verschwindet mit ihr für alle Zeiten. Eine Pandorengabe, bestimmt, den Menschen Segen in Fülle zu spenden, ist auch Spitteler's Dichtung, vor Allem sein stolzeſtes, mißkanntes Werk, der „Prometheus“, vor mehr als einem Vierteljahrhundert erschienen. In den reichen Wochen nach der ersten Offenbarung, da mit Tag vor Tag neues Glück und neue Wunder aus dieser Dichtung flossen, überkam mich manchmal ein veruchtes Gelüſten, daß ich gleich jenem anderen Juden das verſtoßene königliche Geſchenk hätte entwenden mögen, um zu verhüten, daß es, einmal auf den Markt geſchleppt, als ein beſtaunter Wildling ſchimpflich von Hand zu Hand geworfen werde.

Wenige kennen dieſen Dichter, der ſelbſt wie ein Rieſe aus uralten mythiſchen Zeiten durch unſere Tage ſchreitet, ein zweiter Prometheus, Welten aus dem Nichts ſchaffend und Menſchen formend nach ſeinem Bilde. Wenige kennen ihn. Und Wenige werden ihn kennen. Denn nicht leicht iſt es, bei ihm einzulehren. Und keine Pfade führen von den breiten, volkreichen Straßen zu dem ſchroffen Felſen, auf dem ſich ſeine Burg thürmt. Um ihn iſt die herbe, ſtrenge Atmosphäre einſamer Größe. Das Stolze, Abweiſende der ſchneeigen Gipfel ſeiner Heimath bildet ſein Weſen. Man muß ringen mit ihm, ehe man ihn für ſich erobert hat. Der Unberuſene, der dem eiſigen Bereich ſeiner Dichtung mühelos nahen möchte, wird von ſelbſt, nach dem erſten Schritt, zurückgeſchreckt umkehren.

Man erkennt, von der in eigenwilliger, keuſcher Größe ſtarrenden Welt Spitteler's kommend, wie die großen Werke anderer Dichter in ihrer lezten Form auf Konzeſſionen beruhen; wie aus ihnen ſtets ein leiſes Werden ſpricht; wie die Dichter, ſelbſt wenn ſie Myſterien ihre Seele der Kunſt opfern, ſich in die neutrale Sphäre eines wohltemperirten literariſchen Ausdrucks begeben, der von ſelbſt das Eſoteriſche excluſt; wie noch hinter der über den Leſer ſich luſtig machenden Art einzelner Dichter, etwa Tieck's, ein verſtecktes Buhlen ſich birgt.

Und noch ein Anderes drängt ſich uns auf: wie alexandriſch unſer Literaturempfinden doch iſt; wie es in den ſtarrten Konventionen der Stile (und Stile bedeuten ja Konventionen) befangen iſt. Man empfindet es als ſtilloß, wenn eine Dichtung, die „Prometheus und Epimetheus“ heißt, nicht griechiſch antiſtändend iſt; man iſt verwundert, wenn man findet, daß ſie eher an den Ton altteſtamentlicher Propheten gemahnt; und man ſteht rathlos, nachdem man neben Prometheus und Epimetheus Jehova, Behemoth und Leviathan entdeckt hat, neben Adam Proſerpina und Atlas.

Wir sind Sklaven der Worte, denen wir unverrückbare Werthe beilegen
und...diesen Unmuthungen...grün...höflichen...in...Paradiesen...dolden...wären...

Dem Dichter Spitteler liegt nichts ferner als die Erneuerung oder Nachahmung alter Formen und Stoffe. Wenn er dennoch die ureigenen Gebilde seiner Phantasie auf die Namen allbekannter mythischer Gestalten taucht, so geschieht es wohl, um das Uebermaß des Individuellen, das er nachträglich selbst erschreckt an ihnen wahrnimmt, zu verbergen. Und wenn die Gestalt, der er den Namen entlehnt, nur einen einzigen typischen Zug mit seinem eigenen Geschöpf theilt, so genügt ihm. Um den Rhythos, der sich an den Namen knüpft, kümmert er sich nicht weiter; und folgt darin der Gepflogenheit der alten Meister, denen im Bewußtsein der Allgemeinheit lebende Vorstellungen stets als ein Freiwild galten, das sie nach Belieben einsingen.

Spitteler ist ein Dichter in jenem tiefen Sinn der Alten, denen der Sängergesang ein vates war: Dichter und Prophet zugleich, mit seinem Blick das ganze Dasein messend, Brücken schlagend zwischen Mensch und Kosmos und die Räthsel des Weltalls lösend. Ein Seher und Dichter: ungleich den „Dichterphilosophen“, die Produkte ihres Verstandes in poetische Gewande kleiden und allegorisch aufputzen („Allegorie,“ sagt Hebbel, „entsteht, wenn der Verstand sich vorläßt, er habe Phantasie“). Dem Seher sind die Visionen seine Welt: aus ihnen heraus dichtet er. Mit Ungeßüm drängen sie sich in ihm und er sucht sich von ihnen zu befreien, indem er ihnen zu Worten verhilft. Bei Spitteler sind aber die Visionen keine Märchen, die gleich Perlen auf einer Schnur lose aneinandergereiht werden. Er zwingt ihnen das hohe Gesetz seines eigenen schöpferischen Ichs auf. Sie werden ihm Symbole für ein tieferes Wissen um die Dinge der Welt, Zeichen, mit denen er den Sinn des Seins deutet.

Er ist ein kosmischer Dichter. Aus dem Kosmos, aus der Betrachtung des kosmischen Lebens und der Mächte, die es regiren, fließen ihm seine gewaltigen Visionen. Und diese Visionen schließen sich in ihrer Folge und der großartigen Konsequenz seines Denkens zu einem Ganzen zusammen, zu einer Kosmologie, deren mächtige Wurzeln schon in sein frühestes Werk eingesenkt wurden, um sich über die Extramundana und einzelne Balladen zu dem Wundergarten des Olympischen Frühlings auszuwachsen.

Seine Weltanschauung ist aus dem Schmerz geboren. Schopenhauerische Töne und die Lehren Buddhas klingen in ihr an: von der Welt, die auf einem ewigen Fluch ruht und endloses Leiden erzeugt. Aber sie ist in Spitteler aus tiefstem Eigenerleben gereift und führt bei ihm nicht zur Verneinung. Er hat den Schmerz geadelt und ihm gleichsam metaphysische Berechtigung verliehen. Das große Leiden ist ihm das Wiegen Geschenk aller Großen, der Same, aus dem das Große sproßt; und so auch das Erkennungszeichen für Alle, die dem Großen nachstreben. . . . Am Tage der Erlösung, nachdem sie ihre Kinder

in die ewige Heimath aufgenommen, giebt die Himmelskönigin Wjescha ihnen auch die einstigen Leiden wieder, die „Leiden aus dem Weltengrabe“:

Nicht die gottverfluchten Leibesleiden,
Nicht die Todes- und die Lebenskämpfe
Fürchterlichen dummen Angedenkens —
Doch die segensvollen Seelenleiden,
Jene, die in nächtlicher Erinnerung
Leuchten wie mit goldnen Traumesfarben.
Stummen Mundes stehn sie um Verzeihung,
Lauten Jubels werden sie empfangen,
Wie man annimmt Feiertagsgeschenke:
Glücklich, wer die meisten nennt sein Eigen!

Dem Fluch des Schmerzes sind Alle verfallen: Götter wie Menschen. Und es ist eine Stelle von erschütternder Größe, wo Spitteler (im „Prometheus“) den fluchbeladenen höchsten Gott, den Schöpfer alles Lebens, vorführt. Auf einer einsam stillen Wiese über allen Welten wandelt er gesenkten Hauptes, mit Gram beladen, in unheilbarer Krankheit verdammt, Tag vor Tag und Jahr für Jahr schweren Ganges die selbe Runde um die Wiese zu üben und in seinem einzigen Haupt die Schmerzen aller Welten zu wägen. Denn die Schuld dieses Gottes ist groß. Er hatte einst, in seiner reinen Seele, die Welt geträumt und machte sich schaffenstrunken auf zu Ufia, seiner angetrauten keuschen Braut. Doch überm Walde, „wo am heißen Stein die Brombeern leuchteten im Abendsonnenstrahl“, kam ihm Physis in den Weg, das gewaltige, üppige Weib, gemein an Seele und grausam an Gesinnung, aber leuchtend von gesunder Schönheit ihres Körpers.

„Nach sanfter Leute Brauch und Sitte sahste Leidenschaft sein weich Gemüth, und da nun Jene künstlich spielte mit den Augen, mit dem Munde, mit den weißen Gliedern, auch in Wahnsinn tobten seine Sinne, irrt' er einen kleinen Augenblick, und ob auch aljobald ein ungezügelter Efel ihn befreite, ob er sie verfluchte mit den fürchterlichsten Schwüren, ob in Reue und Graw er sich verzehrt' in alle Ewigkeit, so wars geschehn und alles Unheil stammt daher; und also ward geboren eine Bastardwelt, gemein von Wesen, aber schön von Gliedern, hart zugleich und groß und grausam, kraft der schlechten Mutter treuem Ebenbild und Erbtheil.“

Die andere Welt aber, die vom Gott an jenem Abend geahnte, die schwebt ungeboren im Weltraum und senkt sich nur in seltenen Augenblicken und nur den Augen der Dichter sichtbar auf das plumpe, schuldbolle Dasein herab.

Die Welt die Frucht eines verhängnißvollen Augenblickes und ihr Urheber machtlos: so spiegelt sich der Hintergrund im „Prometheus“. In dieser sich selbst überlassenen Welt aber vermag der Einzige das Höchste: das Reich Gottes selbst vom Feind zu retten.

Spitteler ist weiter gegangen. Der kranke Gott begegnet uns zwar noch in den Extramundana („Der verlorene Sohn“) und später wiederum in einer Ballade

(„Die Weltpost“). Doch im „Olympischen Frühling“ ist Spitteler's Weltanschauung zu einem unerbittlichen Determinismus fortgeschritten, trotz dem helleren Kolorit, in dem gerade diese in der Weisheit beschaulicher Jahre gereifte Dichtung erstrahlt. Der namenlose Kranke hat sich in Ananke gewandelt, den „gezwungenen Zwang“, bei Spitteler mit den Attributen eines männlichen Tyrannen ausgestattet. Aber nicht Ananke ist der eigentliche Herrscher: er selbst hat über die Welt den Automaten gesetzt. Mit unerschrockener Kühnheit mechanisiert der Dichter das Fatum, die stumme Nothwendigkeit. Das bewegte, aber seelenlose Eisen wird ihm zum Symbol der unsichtbaren treibenden Kraft alles Geschehens. Und in die Werkstatt des Automaten selbst werden wir geführt:

„Auf einem ungeschlachten Eisenriesentrog
 Hockte der Automat, ein eherner Koloß.
 Von Kiesel war die Maste seines Angesichts,
 Aus deren Löchern, statt belebten Augenlichts
 Und statt des Athems, während er das stahlbeschiente
 Geleis der Reilbahn, das dem Roß zur StraÙe diente,
 In stöhigem Holpertrabe stolperhock durchstrauchte,
 Von Zeit zu Zeit ein Pfiff erscholl, ein Feuer rauchte.
 Des Rosses Huße aber sprangen nicht; sie rollten,
 Auf Nädern laufend, willenlos die ewigen Bolten . . .“

Unter der eisernen Zuchttruhe Anankes und des Automaten seufzt die Welt und seufzen die Götter zumeist. Jede Auflehnung ist vergeblich. Einmal ward ein allgemeiner Weltensfreiheitskrieg wider die Mörderburg Anankes ausgerufen: doch er endete kläglich, wie Alles, was man gegen den stets gleichgiltig seine Kolbenwirbel schlagenden Koloß unternehmen mag. Den Göttern blüht ein Trost nur in der Hoffnung auf eine künftige Erlösung; sie soll ihnen von dem Traumlande Neon (νῆς ὄν) kommen, das von jenseits des endlosen Sees Nirwana dämmerhaft herüberscheint.

Und die Menschen unten auf der Erde? Die sind diesem Kosmologen, der sich unter Göttern heimisch fühlt, Wesen untergeordneten Ranges: sie bedeuten ihm das große Weltungeziefer, das die spärliche Landschaft, die einst den Göttern gehört hat, bedeckt und sich zu Myriaden vermehrt: Kosmogera. Mit groteskem Humor hat er ihre Genesis in den „Extramundana“ erzählt: die Weltlaus ist die Frucht einer Freveltat, von einem böswilligen kosmischen Wesen begangen. Auch im „Olympischen Frühling“ erscheint es als ein fluchbeladenes, niedriges Geschlecht, dessen sich kein Gott erbarmen mag. An dem allgemeinen Festtag, da das Knäblein Eidolon, „mit Namen ‚Glück‘ genannt“, sein mit Schein und Schemen geladenes Fuhrwerk durch die Welt schleift, kommt zwar selbst Noira, die gestrenge Tochter Anankes, in Gnadenlaune, schmückt sich mit dem Friedenskranz und lenkt ihre Schritte der Erde zu. Doch am

Kreuzweg, wo die Straße nach dem Olymp abbiegt, besinnt sie sich eines Besseren:
„Der Erde hilft kein Arzt; der Dresten ist zu groß!“ Ein gottverlassenes Geschlecht!

Zeus, nachdem er König geworden, hegt die besten Absichten für die Menschen. Aber er macht mit ihnen gar böse Erfahrungen. Schon in der ersten Stunde begegnet ihm Unerhörtes; zum Beispiel: daß die Menschen seinem Diener, der ihm den Purpurmantel nachträgt, zujubeln . . . Schlimmeres geschieht ihm, da er unerkannt sich auf die Erde begiebt, um die Menschen zu prüfen. In Zorn und Ekel vor dem elenden Gezücht beschließt er, das ganze Menschen-volk zu vertilgen und den Hund zum Herrn der Erde zu setzen. Als er daran gehindert wird und auch Anderes ihm mißlingt, giebt er endlich den Menschen ganz auf. Er hüllt die Erde in Wolkendunst ein („Gott mit ihr!“), um sich in alle Ewigkeit ungestört mit den übrigen Göttern den Freuden des olympischen Lebens hinzugeben.

„Und ward hinfort auf dem Olymp seit jener Zeit
Ein täglich Zupassa mit Tanz und Lustbarkeit.“

Die letzten Töne des Olympischen Frühlings. Schriff und grausam. Aber konsequent. Die Götter feiern Feste; den Menschen kommt kein Heil von oben.

Ich komme mir vor wie Einer, der seinen Freunden einen großen, blüthenreichen Garten zeigen will und zu lange am Eingang verweilt hat, die kunstvolle Anlage des Ganzen erklärend. Nun aber laßt uns eintreten, zu den duftenden Beeten schreiten und da und dort eine Blume pflücken.

Spitteler's dichterische Größe liegt in der kühnen Eroberung der lebenden Gegenwart für den Mythos.

Eine Sehnsucht, die vor hundert Jahren gelebt, ist in ihm in Erfüllung gegangen. Damals hatten die jungen Romantiker, Friedrich Schlegel voran, die Erneuerung der gesamten Kultur und der Kunst insbesondere erstrebend, den Ruf nach einer neuen Mythologie erhoben: aus dem Geiste der Gegenwart sollte sie entstehen und den neuen Dichtern werden, was den alten die Mythologie vor. Griechen, röm. Ein. Gedanken. vgl. vordem. Geist. Tsch. nur. Parodie., der Tragische, hat sich an der gewaltigen Aufgabe versucht: über ahnungvolles, aber blaßes Allegorisiren kam er nicht hinaus. Die Anderen beschieden sich alsbald und zogen es vor, sich an die fertige Symbolik der katholischen Kirche anzulehnen; und Goethe selbst folgte ihnen im Faustschluß.

Spitteler hat durch die That des Olympischen Frühlings bewiesen, daß es auch in den neuen Zeiten möglich ist, eine Mythologie zu schaffen. Denn Das ist das Bedeutsame an dieser Dichtung, daß sie kein griechisches, kein gräzifizirendes Epos ist, daß sie mit der griechischen Sagenwelt nur Erkennungsnamen und parallele Linien des Rahmens gemein hat: im Grunde nur

einzelne Haken, vom Dichter absichtlich erfunden, um seine eigene Schöpfung an die geschlossenste aller Mythologien, die am Wenigsten verbläbte, idealisch anzugliedern. Das ganze Mythensystem des Olympischen Frühlings ist aber sein eigenstes poetisches Gut. Was man sonst nur als die Frucht durch Generationen sich erstreckenden Zusammenarbeitens eines ganzen Volkes gelten ließ, Das hat hier ein einzelner Dichter mit übermächtiger Phantasie geschaffen.

Er hat unsere Zeit mythologisiert: diese Zeit mit ihrem Glauben und Unglauben, mit ihrem Hoffen und Grauen und dem unendlichen Durst nach Schönheit, wie es in den Besten unter ihren Menschen lebt; aber auch mit dem küßluernen "älteren" Blöde, das "ihr eigenthümlich" ist. "Und er" gar den Epigonenwahn zerstört, die Gegenwart sei für die höchste Poesie nicht reif. Mit naiver Selbstverständlichkeit nimmt er Alles, was ihm die Zeit bietet, für seine Götter in Anspruch. Und warum sollten wir diesen Göttern, da sie doch nicht als lustige Phantome aus alten Märgen, sondern leibhaftig als olympische Nachbarn uns leben, nicht auf unseren Wegen begegnen? Jene stolze Frau, die übers Feld schreitet und jetzt sich über das verlassene Anklein beugt und es mit Kirschen füttert: ist sie nicht Aphrodite? Und der schöne Jüngling dort, der auf raschen Sohlen durch den Wald zieht: ist er nicht Hermes selbst? Und warum sollte Aphroditen, als sie auf ihren Streifzügen an einem Alpenfuchsaus vorbeikommt, nicht gestattet sein, hineinzugucken und zu sehen, wie es die Menschlein drin haben? Warum sollte der Tod sich nicht auch einmal am Wirthstisch vergnügen dürfen und vor der des Weges daherkommenden Hera, der einzigen Sterblichen unter den Olympiern, spöttisch den Hut lüften? Und warum sollten die Götter sich nicht der Luftschiffe, der elektrischen Klingeln, Aufzüge und all der anderen Erfindungen unserer Tage bedienen? Worum sollten die nur den Menschen gehören?

So baut Spitteler einen Olymp auf, in dem das dichterisch gesteigerte Bild unserer Gegenwart für alle Zeiten abgespiegelt bleibt.

Und wie er Menschen zu Göttern umwandelt, so dichtet er (und nicht nur im Olympischen Frühlings) alles Lebende und selbst noch das Leblose zu Wesen mit menschlichen Eigenschaften um.

Unübersetzbar ist das weite Reich seiner Verlebendigungen. Nichts Totes, nichts Allgemeines wird geduldet: jedes Thier wird individualisirt, erhält einen eigenen Namen; auch die Gegenstände, sobald ihnen eine Rolle zugetheilt wird: so haben wir den alten Donner Gigas, den Poseidon in der olympischen Waffenkammer auffindet, die Fahne Olbia, das Messgermesser Ophis. Alles öffnet den Mund und spricht: nicht nur der Bach und der Wandertab, auch der Thalwind bespricht sich mit dem Bergwind und eine Wolke kündigt der anderen, was sie auf ihren Reisen gesehen; einmal führt eine Wolke gar Zwiesprache mit ihrem Schatten, „der da unnütz ruhte am Bergesgipfel.“ Der Wald...

personifiziert: „Ein ernster, reifer Mann, vom Unglück ungebeugt, durch Schmach und Spott gestählt, der Wahrheit muthig trotzend.“ Eine Linde wird geschildert, wie sie nachts ihr Haupt hinlegt und schläft und träumt und aus den Träumen spricht. Vorgänge der Natur werden mythisch gedeutet. Auf Unanfes Spindel spinnst Hora unablässig Stunden und Minuten, wirft die verbrauchten Tage und Wochen von sich und zieht neue Spulen auf. Die Sonne steigt um die Mittagsstunde aus ihrem goldenen Wagen, löst den edlen Rossen den Zaum und stellt sie in den Schatten einer mächtigen Wolke. Der Mond lenkt das Heute nach dem Morgen und die Göttin Artemis sehen wir in ihrem Wagen:

„Schlafwandelnd lenkte sie durch schwindelhafte Räume

Die blinde Fahrt. An ihrem Mantel hingen Träume.“

Um Mitternacht erhebt sich verschlafen der Tag und weckt seine vierundzwanzig Mägdelein („Die Weltkugel“). An Heras Festtag möchten die Dämmerstunden auch einmal die Welt bei Sonnenlicht sehen und kehren sich unwillig zu den hinten drängenden Morgenstunden um:

„Sachte! Geh! Dort unten!

Was ist Das für ein dummes, unvernünftig Drängen

Mit Häufen und mit Füssen und nach oben Zwängen.“

Das Erwachen des Tages wird nicht gemeldet, sondern in dem Morgenvogel Phönix versinnbildlicht, der auf Flammenschwingen nach dem Thurm flattert und verzückt singt:

„Hittjo! Es naht ein Feuer aus dem finstern Land,

Die Sonne war nicht tot, sie lebt, sie aufgestand.“

Spitteler's Eigenstes ist seine Kunst, Abstraktes körperhaft hinzustellen und es wie jedes andere sinnlich greifbare Ding zu behandeln. Er spricht von den „richtigen Begriffen“, die man auf dem Markte kauft, die man in die Tasche einstecken oder auch seinem Hund um den Hals binden kann. Der König Epimetheus tauscht um seine gottgebohrne Seele ein zugerichtetes Gewissen ein, das ihn lehre „Heit“ und „Reit“ und jegliches gerechte Wesen: „und ist ein ewig dauerhaftes, probeficheres Gewissen, welches niemals heiser wird und rein und deutlich stets erklingt das Ja und Nein aus seinem kräftigen Munde.“ Er stellt es in seinem Zimmer auf oder trägt es auf dem Arm mit sich. Und wenn es sich einmal verstopft und keine Antwort auf seine Fragen geben will, so wird es gezüchtigt, und wenn es ihm davonläuft, so rennt er ihm über Stock und Stein nach. Die enttäuschte Hoffnung wird „mit zugeschnürtem Hals“ auf der Straße liegend gefunden und eine Dummheit kommt des Weges gekrochen, mit Beschämung suchend, wo sie sich verstecke: „und war von Herzen eine echte Dummheit, grün und gelb mit Schleim und Warzen übermalt.“

Dann die andere, allen großen Epikern eigene Kunst, psychische Vorgänge in sichtbare Erscheinungen umzusetzen. Gedanken, die sich in Heras Brust streiten, merken auf, zwei Aufsteiger überzogen mit einem gelben, erdigen Mantel, bänig wie Wolken, aus dem

Um die ohne jeglichen Grund plötzlich in Abneigung umschlagende Liebe der olympischen Freier zu den Töchtern des Uranos zu erklären, entsendet der Dichter Sporen von giftigen Pilzen aus Anankes Schierlingsgarten, die nun die Belegenheit wahrnehmen,

„Auf unhörbarem Schlitten durch der Freier Schlund
Hinahzugleiten in des Herzens dunklen Grund
Und in der Seele Falteln fest sich einzuhaken.
Und kaum daß ihre Krallen in der Seele staken,
War schon der Quell des Glücks versäuert und vergiftet
Und statt der Freundschaft plötzlich Ueberdruß gestiftet.“

Nicht immer ist die epische Ratioirung so kunstvoll eronnen: manchmal begnügt sich der Dichter mit naiver Holzschnittmanier und meldet, zum Beispiel, einfach, daß den Helden im Schlafe ihr Wille sacht gestohlen und ein fremder eingeschoben wurde.

Spitteler bewältigt auch das schwierigste Problem aller Epik: die Verdeutlichung unbewusster Seelenregungen. Gezeigt soll werden, wie sich im Prometheus, der das Glück des Lebens ausgeschlagen, in unbewachten Momenten die Reue meldet, ganz leise, beinahe unter der Schwelle des Bewußtseins und ohne sich auf seine Lippen zu wagen. Und nun erzählt der Dichter, wie Prometheus, traurig von den Erlebnissen des Tages und erschöpft von der weiten Reise, schläft und wie sich nun seine eigenen Gedanken wider ihn verschwören:

„Da regte sich in ihm und that sich auf und leise stiegen die Gedanken aus den Höhlen ihrer Gräber, witterten und lauschten, sahen sich nach allen Seiten um: und da sie nun bemerkten ihres Herren Müdigkeit und seines strengen Willens schlaffen Arm, da wurde drüßiger ihre Art, daß sie begannen, um ihn her zu schwirren und zu jagen, totenb, schreiend, hundertstimmigen, hüßlichen Gefanges.“

Und der Dichter schildert den Ueberfall der Verschworenen auf den Rücken: wie sich Prometheus zuerst aufs Bitten verlegt, wie er aber durch das Geständniß seiner Schwäche die Feinde nur noch kühner macht, daß sie ihm immer schamloser ihre Reden ins Ohr zielen, bis er sich nicht mehr wehren kann und betend Schutz sucht bei seiner Göttin, für die er Alles geopfert hat:

„Vor Deinem strengen Angesichte schwör' ich Dir: nicht hab' ich irgend Theil an der Gedanken sündigem Gespräch und rein und schuldlos bin ich mir vor Dir bewußt . . . Und drum so übe Gnade heut an mir und rechne mir nicht an, was Jene sündigen vor Deinem Thron, denn sieh, Empörer sind, die meiner spotten in der Zeit der Noth. Verächter, die da fälschlich nur gebrauchen meinen Namen.“

Vieles müßte noch gesagt werden; vor Allem, wie dieser Dichter die deutsche Sprache meistert, wie er ihr das Unsagbarste zumuthet und sie sich ihm ergiebt,

bildsam und seinem Willen gefügig; und wie er ihren Schatz an Worten, Tönen und Bildern so ins Unendliche gemehrt hat, daß ganze Generationen von Dichtern bei ihm dem ungeahnten Reichtum und der heimlichen Schönheit dieser Sprache lauschen werden.

Doch ein Höheres ist noch, was über dem Künstler Spitteler steht: das große Menschliche, das seine Werke ausstrahlen und das besonders den Prometheus Denen, die ihn vollen Herzens erlebt haben, zu einer höchsten Offenbarung werden läßt. Dieser Prometheus leidet nicht, wie der griechische Heros, wegen eines Frevels, sondern wegen der Treue gegen sich, der Treue gegen seine Seele, die „Strenge Herrin“, die von ihren Heiligtümern nichts veräußern mag. So ist das Buch das Evangelium der höchsten Treue. Und es ist die Erfüllung dessen, was Nietzsche Sehnsucht nachher der Welt im Zarathustra kündete. Es lehrt das Anderssein, die Rebellion, nicht um eines schönen Zweckes, sondern um ihrer selbst willen, als ein heiliges Recht der Edlen wider die Sklaven. Und es ist ein Hammer wider die geschriebenen Tafeln, glühend von Haß gegen alles Gemeine und Knechtische, gegen Alles, was der Menge ist; aber voll Glaubens an den Sieg des sich treu Bleibenden.

Divinatorisch hat Spitteler, den Prometheus bildend, sein eigenes Schicksal vorausgesehen und, indem er es zu einem ewigen Mythos erhob, es durchlebt mit dem Stolz eines Großen, der Großes leidet. Und wie uns aus jeder Zeile dieses Ewigkeitsbuches der Dichter selbst entgegenblickt, so ist es besonders eine Seite, bei der man innehält, als hätte man das Vorüberrauschen einer dunklen Schicksalsmacht vernommen; es ist die Erinnerung an die Stunde seiner Weihe; nachdem Pandoras Kleinod, ehe es durch die Hände der Menschen befudelt ward, den Mund geöffnet und Gottes Segen gesungen:

„Und wenn ein Jüngling in der selben Stunde einsam wandelte im stillen Wald, die Seele ausgewählt von unbekanntem schmerzgereichen Sturm, so traf ihn der Gesang und eilends fiel er auf die Knie, zerknirschte sich und detete und opferte mit feierlichem Schwur dem Ruhm sein ganzes Glück und Hoffen, also daß die Nachbarn fraßen all die Süßigkeiten, die ein gütiges Geschick ihm selber legte vor die Thür und wurden satt und dick und angenehm und saßen mit Verwunderung seine Magerkeit und schüttelten den Kopf und sparten nicht von rechts und nicht von links den wohlgemeinten Rathschlag . . . Nach einer langen Zeit, so lernten der Nachbarn Kinder dieses Mannes Namen, zogen auf sein Grab und bauten ihm ein Angebenken, weil ihr überlegener Geist sich daß empörte über ihrer Väter plumper, unbegreiflicher Verblendung.“

Nicht allzu früh hat sich dies Schicksal erfüllt. Doch wir preisen uns glücklich, daß es der Lebende ist, vor den die Mannschaft eines neuen Geschlechtes hintreten kann, um ihm zu sagen, daß er ihr Hort und ihre Liebe ist.

Schmargendorf.

Jonas Fränkel.

Der Page von Hochburgund.*)

Ich bin der Page von Hochburgund
 Und trage der Königin Schleppe.
 Heut lacht ihr Mund, heut sprach ihr Mund
 Auf marmorner Pfeilertreppe:
 „Page, was hobest Du heimlicherweis
 Zur Lippe der Schleppe Lügen?
 Page, ich glaube, Du küßtest leis
 Am seidenen Saume die Spitzen!“

Auf meine Kniee warf ich mich hin
 Und bat um Gnade mit Stocken.
 Da lachte die junge Königin
 Und zauselte in meinen Locken:
 „Die Haide dampft und die Stute stampft;
 Zur Strafe — darfst Du mit jagen.
 Der Falke, der sich um den Handschuh krampft,
 Meinen Falken, den sollst Du tragen.“

Und wir ritten von dannen, fern blieb das Gefolg
 Und ein Lachen lag mir im Blute.
 An meiner Seite tanzte der Dold
 Und unter mir tanzte die Stute.
 Wir hielten am Hag zwischen Haide und Tann,
 Wo der Sturm die Esche zerbrochen.
 Die Königin sah mich seltsam an
 Und hat ganz leise gesprochen:

„Mir bot die goldberingte Hand
 Der König von Kastilien
 Und bot mir seiner Väter Land
 Und seines Wappens Lilien.
 Wohl! schimmern die Lilien silberfahl
 Und im Land aufleuchten die Schlösser . . .
 Dein Lachen ist silberner tausendmal,
 Deiner Augen Leuchten ist besser!“

Ich bin der Page von Hochburgund
 Und trage die weiße Seide;
 Ich küßte heut einer Königin Mund
 Beim Reigerzug auf der Haide.
 Ihre blasser Lippe ward roth im Kuß;
 Und wollt Ihr das Ende wissen, —
 Es schweigt mein Mund, weil er schweigen muß
 Von einer Königin Küßen.

Börries Freiherr von Münchhausen.

*) Aus den „Balladen“ (F. A. Lattmann in Berlin).

Verse.

I.

Merd' ich noch sehn, wie dieses Jahr erstirbt?
 Ich seh' in ein so zartes, eigenheißes
 Und trauertrunkenes Lächeln. Um mich wirbt
 Ein Abgrundglück, ein liches, gletscherweißes.

Mit kühlem Auf red' ich mich selber an:
 Geh still des Wegs, als hättest Du nichts vernommen!
 Du darfst es Dir nicht wünschen! Rühr' nicht dran!
 Es wär' zu schön! Es muß von selber kommen!

II.

Die Nacht ist sammetdunkel. Nun versinken
 Die letzten Lichter an den großen Seen,
 Wer wandern müßte, würde nun-ertrinken,
 Doch Sehnsucht kann des Weges sicher gehn.

Kein Schwagen mehr, kein lästiges Begegnen,
 Das ihr die feinen, lieben Wege sperrt.
 Sie jauchzt und hört nicht auf, die Nacht zu segnen,
 Drin nichts an ihren zarten Kleidern zerrt.

III.

Aus tausend Quellen floß mir Lust und Weh.
 Als heißer, tiefer Strom rann Wunsch und Wille
 Fort, immer fort; bis eine tiefe See
 Mich aufnahm. Meine Seele wurde stille
 Und mein Empfinden stutet tief und schwer,
 Wie Ewigkeiten, über Lust und Leiden.
 Allen gehör' ich jetzt und Keinem mehr;
 Und meiner Ströme ist kein Unterscheiden.

IV.

Ich soll mich wieder freun an Euren Wonnen
 Und ich bin traurig, daß ich es nicht lerne.
 Ich kann nur noch aus allertiefstem Bronnen
 Ein Glück verstehen oder eins wie Sterne.

Ihr könnt mir nicht die kleinste Freude geben,
 Wenn ich nicht selbst mit Inbrunst darum werbe!
 Mir ist ein Glück nicht werth, dafür zu leben,
 Wenn es nicht werth ist, daß ich dafür sterbe!

Frida Schanz.



Seddon.

Am zehnten Juni 1906, als sich zum zwanzigsten Mal der Tag jährt, der des schlummernden Vulkanes Tarawera furchtbare Gewalten entseßelte und dabei dieser Inseln schönste Bier, die rothe und weiße Sinterterrasse, auf immer zerstörte, starb, sechzig Jahre alt, auf hoher See Richard John Seddon, der dreizehn Jahre lang Neuseelands Premierminister gewesen war. Vier Wochen war er in Australien gereist, hatte auf Banketten, Frühstückten, offiziellen und privaten Festlichkeiten, Ballen und Empfängen als Australiens strengst man sich feiern und preisen lassen. Nun kam er heim, in der Tasche den vereinbarten Entwurf zu einem Vorzugszolltarif zwischen der Commonwealth und Neuseeland. Das heimische Parlament wollte er eröffnen, dessen Wahl im lezten Dezember eine erneute und erstarke Majorität gebracht hatte. Lebend aber sollte er God's own country, wie er sein heiß geliebtes Land gern nannte, nicht mehr betreten. Ein Herzschlag machte seinen Plänen und Entwürfen ein Ende. Ehrliche Trauer erfüllte jeden Neuseeländer und in ganz Australasien senkten die Flaggen sich auf Halbmast. . . Dieses Mannes Leben und Werke können noch heute auch den Ausländer interessieren.

In unruhiger Erwartung sitzt der Besucher in des Ministers Arbeitskabinet. Ein Hausschlag dröhnt gegen die Thür; und herein schicht sich ein Hünc. Auf mächtigem Körper, dem mangelnde Bewegung allzu reichliches Fettpolster angesetzt hat, auf gebrungenem, breitem Nacken ein gewaltiger Kopf. Das ergraute Haupthaar zurückgestrichen. Die einst scharfen Rüge sind heute gedunsen und gebauscht. Die braunen Augen bliden lebhaft und energisch. Um Mund und Baden ein kurz gehaltener weißer Bart. Bläß und wächsern ist die Gesichtsfarbe, wie die eines Nephritikers. Unter seinem Schritt zittert der Boden. Er wirft sich fast in einen Sessel und beginnt gleich das Gespräch; immer will er mehr Informationen gewinnen als geben. Seine Geßen sind energisch, oft klatscht die Hand aufs Knie, aufs eigene und auf das des Besuchers. Der Arm suchtet in der Luft, die Faust liegt auf die Stuhllehne. Ein Volkstribun vor der Versammlung. Die Worte jagen einander; keine gewählte Sprache; die des Reporters, unterlegt mit Staatsausdrücken; in der Erregung glüht ein Rückfall ins Codney. Gewählte, seltene Gedanken finden nicht, die da kommen; man merkt: der Mann hat nie Geschichte studirt oder eines Philosophen Buch in der Hand gehabt; aber Alles hat Hand und Fuß; common sense in höchster Potenz, ohne wissenschaftlichen, gelehrten Apparat vorgebracht. Jeder Frage geht er gleich auf den Grund, entwirrt den Knoten, ist nie um eine Antwort verlegen. Gern wiederholt er einen Satz, der (scheint ihm) gut gerathen ist, und unterstreicht ihn dadurch; allzu gern hat er auch die „voll und ganz“ klingende, „unentwegte“ Phrase. Keine Zörmlichkeit, keine Eleganz ist in ihm, weder im Anzug noch im Auftreten noch in der Art, die Worte zu setzen. Den Besucher aber fesselt, diesen Vulkan da brodeln zu sehen. Alles ist Lebhaftigkeit, Thatkraft, Energie und Gewalt des Willens. Da spricht Einer, der Herr im Lande ist, und Einer, der es weiß; der seine Völler zeh'n sich bildet und sich selbst immer an

die Rampe zu bringen versteht. Etwas Kraftmeierei ist in seinen Aussagen und Bewegungen; der energische Zug um Mund und Auge muthet mehr denn einmal als bemußte Pose an. Vielleicht will ihn „sein Volk“ so sehen, mit dem Machtbewußtsein des Heros, seine Landsleute, die ihn vergöttern und ihm halb scherzend, halb im Ernst den Namen „King Dick“ gaben. Das Gespräch lenkt in ruhiges Wasser. Seddons Liebenswürdigkeit ist gewinnend, seine Theilnahme ehrlich und ungekünstelt. Ein derber Spaß, ein schallendes Lachen, ein Händedruck, den der Besucher nach Stunden noch spürt: die Unterhaltung ist zu Ende. Man hat den Eindruck: ein ganzer Kerl, dem der Kopf auf rechte Weise angeschraubt ist.

Seine Persönlichkeit giebt den Schlüssel zu seinen Erfolgen, seiner Karriere, zu einem Lebensschicksal, das abenteuerlich, romanhaft anmuthet. 1845 in England (Saint Helens, Lancashirehire) als Schulmeisterskind geboren. 1862 Maschinen-schlosser. 1863 auf die Goldsuche nach Australien, wo er landete mit einem Schlosser-lehrbrief, ein paar breiten Schultern und einer Entschlossenheit, zu jagen. 1865 schloß er wieder auf der Eisenbahnwerkstätte bei Melbourne. 1866 packt ihn das Goldfieber aufs Neue: und so gehts nach Neuseeland, wo er an der Westküste landet. Hier wimmelt's von abenteuerlichen Gestalten, denen ein Faustkampf nichts, ein Totschlag eine Vertheidigung ihres Rechtes ist. Chaotische Aufregung, wilde Sen-sation herrscht. Ein Ruch folgt dem anderen. In Eimern wird der ausgewaschene Goldstaub weggetragen. Dichter Busch deckt das Land. Wege giebt's nicht; man haut sich selbst mit der Axt durch den Urwald und durchschwimmt die Flüsse. Nur unbezähmbare Energie und eiserner Wille konnten sich hier durchsetzen. Das war der Platz für Seddon. Mit wenigen Genossen nahm er eine claim auf; der Er-folg war sein. Hier- bis sechshundert Acker in einer Woche. Rasch verdient und schneller noch verthan. Knauserig war man da nicht, durfte es auch nicht sein: nach altem Diggerwort, daß Sparsamkeit das Glück verjagt. Die Goldgräber tranken, rauchten, lichten; und Digger-Dick that's mit ihnen. Bald wurde er beräthet; durch seine Stärke, sein meisterhaftes Bogen, mit dem er seine Argumente zu unterstützen pflegte. War bald einer der Leitenden, hatte auch wohlweislich sein Gold nicht so vergeudet wie seine Genossen und gründete dann einen Laden und ein Wirthshaus. Das wurde der Mittelpunkt seines Bezirkes; hier wurde politisirt, berathschlagt, dis-kutirt und gestritten. Dick war anerkannter Führer, der alle Zwistigkeiten entschied und die Gesetze des Busches interpretirte. Das Jahr 1869 brachte seinen ersten Wahlsieg; er wurde Mitglied des Krahura Road Board und bald Vorsitzender. Sein Ansehen wuchs täglich, als Miners Anwalt besiegte er im Gerichtshof man-chen gelehten Juristen, da er jedes Flusses Lauf und jeder Claim Geschichte kannte. Das Vertrauen seiner Genossen brachte ihn in den Provinziallandtag für Westcoast, dem er bis 1876 angehörte, als die kostspielige und für solch dünn besiedeltes, kleines Land (es reicht etwa von den Alpen bis nach Tripolis im schmalen Streifen) lächerliche Provinzialverfassung aufgehoben und die Gewalt in einem gemeinsamen Parlament in Wellington centralisirt wurde. In diese Zeit fällt auch die Gründung einer liberalen Partei in Neuseeland. Bis dahin zerspaltenen provinzielle Eifer-süchteleien das Land in Tugende von Parteien. Der frühere Gouverneur Sir Ge-orge Grey, der einst das Land aus einem Kriege gegen die eingeborenen Maoris gerettet hatte, verlangte das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht und eine Neuordnung der Landfrage. Die Landverkäufe der Krone sollten aufhören,

lange Pachten an ihre Stelle treten, die Möglichkeit der Latifundienwirtschaft mit allem Mitteln abgeschnitten werden. Um dieses Programm sammelte sich die neue Partei, die namentlich die kleinen Farmer und Geschäftsleute umschloß. Unter ihnen war auch Seddon. Sein erster Versuch, ins Parlament zu kommen, mißlang. 1879 aber siegte er an der Westküste, deren Vertreter er bis zu seinem Tode blieb. Grey kam ans Ruder, konnte sich aber nicht halten. Der Kampf zwischen Grundbesitzern und Kleinbauern wogte auf und ab; so sah das Jahr 1882 zweimal die Liberalen, einmal die Konservativen am Ruder. Whig und Tory rangen mit wechselndem Erfolg um die Palme, bis 1890 eine neue politische Macht hinzutrat. Gegen Ende der achtziger Jahre rollte die große soziale Welle von Europa her auch über Neuseeland. Das Wachstum der Städte, die rasch fortschreitende Entwicklung einer Industrie (gefrorenes Fleisch, Leder, Schuhe, Jam und so weiter) die steigende Zahl öffentlicher Arbeiten in Eisenbahn-, Straßen-, Telephon- und Telegraphenbau und die schnell wachsende Ergiebigkeit der leicht wachsbaren Alluvialgoldfelder hatten ein immer stärker werdendes Proletariat geschaffen, das jetzt seine Stimme hören ließ. Die New Zealand Labour Federation wurde gegründet und der Staat um Hilfe und Schutz für die wirtschaftlich Schwachen angerufen. Inzwischen war die Fähring der Liberalen an John Ballance, eines Farmers Sohn und hochbegabten Journalisten, gefallen. Als Landminister hatte er schon 1886 sein Fühlen für die soziale Wohlfahrt der Massen offenbart, als er Arbeitslose auf kleinen Farmen (fünfundzwanzig Morgen) ansiedelte, ihnen die Pacht stundete und obendrein noch Geld zum Kauf von Werkzeugen, Vieh, Baumaterialien vorschoss. Dem Programm der Whigs, der Forderung der Landverpachtung und des Wahlrechtes ward der Vorschlag einer Finanzreform hinzugefügt, die an die Stelle der bis dahin einzig zu Recht bestehenden Grundeigentumssteuer eine progressive Land- und Einkommensteuer setzen sollte, so daß auch die bis jetzt frei gebliebenen Einkommen aus anderen Quellen als aus Landbesitz zur Steuer herangezogen würden. Auf liberale Schiff verfrachtete die Arbeiterpartei ihre staatssozialistischen Forderungen des Lohnschutzes, der Arbeiterversicherung, des Schiedsgerichtes; und von nun an segelten Beide zusammen unter der Flagge der Liberal Labour Union. Die Wahl vom fünften Dezember 1890 brachte ihnen den Sieg, nachdem 1889 das allgemeine Wahlrecht (*one man, one vote*) durchgesetzt war, und am vierundzwanzigsten Januar 1891 wurde Ballance Premier. In seinem Kabinet saßen Mc Kenzie als Lands-, Reeves als Arbeitsminister; Seddon erhielt das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten, Landesverteidigung und Bergwerke. Das Finanzprogramm war bald durchgesetzt. Seine sozialistische Tendenz zeigt sich in dem Paragraphen, der jährliche Einkommen bis zu sechstausend Mark steuerfrei, der Land bis zu einem Wert von zehntausend Mark ohne Abgaben bleiben läßt, eine Landtage für Güter zu hunderttausend Mark Wert, die progressive Steuer erst für Ländereien, die diese Schätzung überschreiten, erhebt. Der Arbeiter und der kleine Bauer zahlt also nichts zum Staatshaushalt. Arbeitergehalte wurden vorbereitet. Als Hauptfrage stand aber die Verleihung des Stimmrechtes an die Frauen zur Diskussion. Im April 1893 starb Ballance plötzlich. In den Tagen der Krankheit hatte ihn Seddon mit Glüd vertreten und an ihn fiel nun das Kommando.

Wittrauen grüßte diesen ungehobelten, vierstörtigen Vertreter der Westcoast. Durch Fleiß und Pflichtbewußtsein verschaffte er sich jedoch bald Respekt. Das

Gesetz des Frauenstimmrechtes ging durch; mit knapper Majorität nur, da Biele (Seddon unter ihnen) dem Experiment nicht rechtcs Vertrauen entgegenbrachten. Abwesenden erlaubte man, ihr Wahlrecht telegraphisch auszuüben. Jede Frau, selbständig oder nicht, verheirathet oder ledig, die das einundzwanzigste Lebensjahr überschritten hat, tritt in den Genuß des Wahlrechtes. Für die Stadt- und Kreisbezirke ist dieser Grundsatz bis in die letzten Konsequenzen durchgeführt; die Frau hat hier das aktive und passive Wahlrecht. Sie kann den „Mann ihrer Wahl“ in die Stadtverordnetenversammlungen senden oder auch selbst über ihren Wohnort zu Rath sitzen. Nicht ganz so weit ging der Gesetzgeber in dem Parlamentswahlrecht. Hier kann Eva nur aktiv in den Kampf eingreifen; die Thore des Parlamentes sind ihr verschlossen. Das Wagniß glückte. In die Wählerlisten sind 95 Prozent der erwachsenen, männlichen und weiblichen Bevölkerung eingetragen; davon haben 78 Prozent der Männer, 75 der Frauen gewählt. Rechnet man die vielen häuslichen Verpflichtungen, die die Frauen hindern, auf oft recht weiten und schlechten Wegen bis an die Wahlurne zu gehen, so sieht man, daß das Interesse am politischen Geschäft bei den Geschlechtern gleich ist. Und der Einfluß der Frau wirkt günstig auf die Beteiligung der Männer. In früheren Jahren wählten knapp 60 Prozent und heute an die 80. In den meisten Fällen stimmt die Frau ja freilich mit ihrem Mann oder Bruder für dessen Kandidaten. Jedenfalls hat das Gesetz den Charakter neuseeländischer Frauen nicht verdorben, nicht ihr Interesse an Familie, Haushalt, afternoon-teas vernichtet noch die Lust an Klatsch und Zerst. Die Neuseeländerin kommt zum Stehischein, geht auf Välle und man braucht nicht zu fürchten, mit Veitartikselweisheit und politischem Kannenguß überschüttet zu werden; ihrer Lippen Weichheit ist durch die harten Worte der Politik nicht gemindert worden. Das Gesetz hat uns nicht kantige, keisende Agitatoren in sadartigen Reformkleidern, mit kurz geschnittenen Haaren gebracht, die eine eigene Partei gebildet, eigene Forderungen aufgestellt haben: die Frauen sind weiblich geblieben und zeigen nicht die sehr befürchtete Reizung, mit den Pfaffen am Seil zu ziehen, die die Schulen der Kirchengewalt zurückbringen möchten. Wohl aber hat es manche Frau zum Nachdenken über wichtige Dinge (wie die Alkoholfrage) gebracht. Und hier haben sie für eine Antwort gesorgt und einem Gesetz zur Durchführung geholfen, das sonst wohl nie zum Siege gekommen wäre: dem Spirituosensverkaufsgesetz. Sir Robert Stout, ein alter Widersacher Seddons, brachte die Bill ein und glaubte wohl, Seddon damit einen Knäppel über den Weg zu werfen. Aber King Dick stolperte nicht. Für ihn wurde es nur eine Gelegenheit, seine ganze diplomatische Kunst zu entfalten, dem Volkswillen nachzugeben, die Extremen zurückzuhalten, Brauer und Alkoholgegner zufrieden zu stellen und zu Freunden zu machen. 1893 wurde der Lizenze-Akt eingebracht und nach mannichfachen Aenderungen bestimmt das Gesetz jetzt: Alle drei Jahre, bei der Parlamentswahl, hat jeder Wähler sich zu entscheiden, ob in seinem Wahlbezirk die Zahl der Spirituosenskanfkstätten bestehen bleiben oder vermindert werden soll oder ob alle Konzessionen zu löschcn sind. Fall 1 und 2 wird durch einfache, die Lösung durch Dreifünftelmehrheit entschieden. Ueber die Ausführung des Volkswillens wacht ein gewähltes Lizenze-Committee. Eine Entscheidung wird dem Rath, dem die Konzession entzogen ist, nicht gewährt. Daß die Entscheidung am Parlamentswahltag fällt, ist zu bedauern, da die Frage nun allzu sehr dominirt. Um die Bedeutung des Gesetzes ganz zu verstehen, muß man sich

an die englische Sitte des „shout“ erinnern. Freunde, die einander begegnen, besiegeln die Freude des Wiedersehens mit Whisky Soda. Geschäfte werden in der Bar abgegeschlossen. Mancher Reisende mußte Alkoholiker werden, wollte er Geschäfte machen. Arbeiter halten es für ihre sittliche Pflicht, vor dem Heimgehen einen Trunk zu nehmen. Dem Betrieb in der Bar, wo man schnell, stehend, ohne abzulegen, den von der Waib kredenzten Trank nimmt, schneidet die No-Licence die Möglichkeit ab. Aber das Ganze erinnert doch verteuelt an des Vogels Strauß Politik. Es ist ja wahr: der Verkauf der Spirituosen im No-Licence-Kreis ist unterbunden. Doch wer glaubt im Ernst, damit die Trunksucht bekämpfen zu können? Getränke läßt man sich einfach aus dem nächsten, nicht gesperrten Wahlkreis, sechs, sieben Kilometer weit, kommen. Das Gesetz verlangt ein bestimmtes Quantum zur Einfuhr, das der Lieferant der Polizei anzeigen muß. Vier, sechs Leute bringen schnell die nötige Menge zusammen. So hat Jeder seinen Alkohol im Haus. Geschäftsleute haben ihn in der Ecke hinterm Vorhang. Sehr jungen und sehr alten Leuten hat man wohl die Gelegenheit, die Liebe macht, genommen, sonst aber die öffentliche Trunksucht eben nur in eine private verwandelt. Man hatte die Unzulänglichkeit des Gesetzes auch eingesehen und suchte Seddon zu Änderungen zu drängen. Zwei Wege waren möglich. Entweder die Frage *license or no license* wurde zur kolonialen gemacht, der Alkohol von Neuseeland ausgeschlossen: dann hätten Touristenverkehr und Einwanderung schnell nachgelassen. Oder das Gesetz ist auf die Privathäuser auszudehnen, so daß in einem No-Licence-Distrikt kein Privatmann in seiner *Pantry* Spirituosen aufbewahren darf. Um die lästigen Träger loszuwerden, schlug Seddon diesen zweiten Weg dem Parlament vor. Dagegen setzten sich selbst die Temperenzler zur Wehr. Nicht, wie böse Jungen, denen nichts heilig ist, behaupteten, weil sie für ihren eigenen Tropfen im Keller fürchteten, sondern sie fühlten wohl sehr gut und richtig: kam dieser Eingriff in die private Freiheit zur Durchführung, so fiel das ganze Gesetz. Dann hatte der Antialkoholbewegung leichtes Ständlein geschlagen. So blieb Alles beim Alten. Polizei und Zwang sind untaugliche Mittel. Freie Einsicht in das Uebel und freier Entschluß, es zu meiden: nur damit kommt man auch auf diesem Gelände ans Ziel.

Wesentlich geschickter sind die Landgesetze, die Seddon einbrachte. Es galt, die Anhäufung allzu vieler und großer Grundstücke in einer Hand zu hindern und den Kleinbauern die Ansiedlung zu erleichtern. Natürlich konnten die Gesetze sich nur mit dem Kronland, dem Eigenthum des Staates, beschäftigen. Die Frage, „Verkauf oder Verpachtung“ wurde nicht beantwortet; iß noch heute nicht. Man kam zu einem Kompromiß. In allen Fällen beschränkt der Staat Verkauf oder Verpachtung auf 640 Morgen Landes bester, auf 2000 Morgen zweiter Klasse; erreicht der bisherige Besitz diese Zahl der Morgen, so bleibt sein Eigenthümer von der Staatspacht ausgeschlossen. Eine Weiterverpachtung ist nur mit Zustimmung des „State Land-Board“ gestattet, so daß auch auf diesem Umwege kein Staatsland in die Hände des Großgrundbesizers kommen kann. Meist verpachtet der Staat das Land auf 999 Jahre zu 5 Prozent vom Werth. Nebenher laufen noch zwei andere Wege der Veräußerung: durch Kauf und durch Pacht mit Ankauftsrecht. Die Verpachtung ermöglicht dem Farmer, das Geld, das er sonst für den Kauf aufwenden müßte, sofort für die Verbesserung des Landes zu gebrauchen. Der Staat ist auch bereit, gegen schmalen Zins ihm Geld zu leihen und die Renten

zu Stunden. Auch kann er auf den Staatsversuchsfarmen sich sachverständigen Rath holen. Der Fiskus fürchtet, wie es scheint, nicht, daß seine Pächter in Zeiten der Depression ihre Macht gebrauchen würden, um den Zinsfuß herunterzusetzen. Die Furcht vor der Latifundienwirtschaft hat der Staatsgewalt das Recht gegeben, Grundbesitz zurückzukaufen; der Staat kann auch durch Zwang Großgüter einziehen, wenn ihr Eigentümer nicht willig ist, zu verkaufen. Es kann vorkommen, daß vor den Thoren einer Stadt ein Großgrundbesitz liegt. Die Kaufleute sähen lieber, daß viele Familien statt nur einer dort wohnen. Man hat das Government bei den Wahlen unterstützt und erwartet dafür die Gegengabe. Aus Besorgniß nun, die Stimmen zu verlieren (Das ist in parlamentarisch regierten Staaten ja die Hauptsache), muß die Regierung auf den vorge schlagenen Ankauf eingehen. Der Besitzer will nicht von dem Boden weichen, den er, den sein Vater unter unfählichen Räthen und Lebensgefahr bei der drohenden Haltung der kanibalischen Maoris dem Urmalch entrissen hat. Hilft ihm nichts. Er muß. Das Land wird abgeköpft, eingezogen, aufgetheilt und in Pacht gegeben. Ist der Besitzer mit dem Preis nicht einverstanden, so mag er sich ans Gericht wenden, wo ein Richter des Supreme Court, ein Abgesandter der Regierung und des Besitzers entscheiden wird. Zu solchen Zwangsmaßnahmen sollte doch erst gegriffen werden, wenn alles verfügbare Land besetzt ist. So weit sind wir aber noch lange nicht. Millionen von Morgen liegen noch frei, vom Busch bedeckt, weit im Innern allerdings, wenig oder noch gar nicht erschlossen. Warum schickt man die jungen Farmer nicht dorthin? Die Gründer der Großgrundbesitze hatten doch das selbe Schicksal. Wäre nur von dem Großgrundbesitz die Rede, der schlecht bewirtschaftet oder nur aus Spekulation aufgekauft ist und brach liegt, man würde den Sinn des Gesetzes sehen. Die Regierung hat versprochen, das Gesetz mild anzuwenden, hat sich auch meist darauf beschränkt, angebotene estates zu kaufen. Aber keine Regierung ist durch dieses Versprechen gebunden. Das Ganze ist eine Konzession an die Bequemlichkeit von Arbeitern, kleinen Bauern und Einwanderern, denen es natürlich lieber ist, ins gemachte Bett zu kriechen, als sich selbst eins im Schweiß des Angesichtes zu zimmern. Die neuen Besitzer solchen Landes werden aber sicher für die Regierung stimmen; und darum war es ihr wohl zu thun. Für den kleinen Farmer Neuseelands ist also gut gesorgt.

Aber nicht nur seines Schicksals hat sich der Staat ernstlich angenommen. Der Lösung der Arbeiterprobleme galten Seddons nächste Gesetze, die Hervey meist in Vorschlag brachte. Ein ähnliches Gesetz wie das zuletzt erwähnte erlaubt dem Staat, in jedem Jahr hundert Morgen in einer Stadt von wenigstens fünfzehntausend Einwohnern oder in ihrem nahen Umkreis gegen Abfindung einzuziehen, wenn er für die Arbeiter billige Wohnungen bauen will. Großmüthig erlaubt aber der Fiskus dem Eigentümer, zehn Morgen in der Stadt, fünfzig im bezeichneten Grenzgebiet zu behalten. Von demokratischen Rechten wegen. Neununddreißig Gesetze reguliren die Arbeit und durch alle geht das Bestreben, den Arbeiter zu schützen und ihm zu menschenwürdigerem Dasein zu verhelfen; natürlich auf Kosten der Arbeitgeber. Geschäftsschluß um sechs Uhr, ein halber Feiertag in jeder Woche, Fabrikbeaufsichtigung, männliche und weibliche Fabrikinspektoren (eine Fabrik ist jede Werkhütte, in der zwei Personen, der Besitzer eingeschlossen, arbeiten), Beschränkung der Frauenarbeit, Kinderschutz: Das sind einzelne Bestimmungen. Alterspensionen zu zehn Schilling im Monat werden jeder würdigen Person über fünfundsiezig

Jahren gezahlt, ohne daß sie durch Versicherung dazu beiträgt. The Employers Liability Act und The Workers Compensation for Accidents Act 1900 machen den Arbeitgeber für jeden Unfall völlig haftbar und zu Schadenersatz verpflichtet, wenn der Arbeiter nicht etwa das Unglück durch schwere und beabsichtigte Unachtsamkeit herbeigeführt hat. Wenn ein Arbeiter bei mir Wilber aufhängt, von der Leiter fällt und sich beschädigt, muß ich ihn entschädigen. Der Arbeitgeber mag sich in der staatlichen oder einer privaten Unfallversicherung den Rücken decken; der Arbeiter selbst trägt zu den Kosten nichts bei. Kontrakte, die einen Entschädigungsanspruch ausschließen, sind ungültig und strafbar. Der Trade-Act von 1891 sichert dem Arbeiter die Zahlung des Lohnes in harter Münze; Abzüge irgendwelcher Art, auch für etwa im selben Geschäft gekaufte Waaren, sind unzulässig. Gibt ein Kaufmann einem Arbeiter Kredit, so thut er's auf eigene Gefahr; sollte bei einer Klage der Richter sich überzeugen, daß der Arbeiter den Betrag für die Rechnung von seinem Lohn oder Einkommen nicht entbehren kann, ohne seinen oder seiner Familie Unterhalt zu gefährden, so wird ein Zahlungsbefehl nicht erlassen. The Contractor's and Workmen's Lien Act 1892 giebt dem Maurer, dessen Lohn der Bauunternehmer nicht bezahlt hat, das Recht, den Bauherren dafür einzuklagen, der wiederum, bevor er seinen Baumeister bezahlt, sich zu überzeugen hat, daß alle Löhne entrichtet sind. Bis Das geschehen ist, hat der Maurer einen Rechtsanspruch an den Neubau. Ähnlich steht es mit allen Arbeitern, die für einen Unternehmer Dienste thun. Am lautesten aber preist man hier zu Lande die Segnungen des Arbitration Act. 1894 ist das Geburtsjahr dieses „Act to encourage the formation of industrial unions and associations, and to facilitate the settlement of industrial disputes by conciliation and arbitration.“ Sein Ziel ist, alle Differenzen der Arbeitgeber und Arbeiter schiedsgerichtlich zu schlichten. Arbeitszeit, Lohnhöhe, Freistunden, Stücklohn, Ueberstunden: ein gemischter Gerichtshof soll darüber entscheiden und das Land vor dem schweren Unglück handellähmender Ausstände bewahren. Das Gesetz ermuntert Arbeitgeber und -Nehmer der verschiedenen Gewerbe, zu Vereinen,ilden und so weiter zusammenzutreten; sieben Personen können zu solcher Korporation sich vereinen. Damit nun das Gesetz seine Macht über sie breite, ist es nötig, daß solche Unionen sich amtlich auf das Gesetz einschreiben lassen. Damit begeben sie sich in seinen Schutz. Der Act theilt das ganze Land in einzelne Industriebezirke. Das Gesetz sieht für jeden einen District-Board vor, bestehend aus einem gelehrten Richter und je einem Vertreter des Kapitals und der Arbeit. Dieser Board hat das Recht zur Vorladung und Beweiserhebung, kann aber nur seine Vermittlung anbieten und Vorschläge zur Versöhnung machen: conciliation. Die nächste und letzte Instanz ist der Arbitration-Court, der die Bezirke bereift. Ein Richter des obersten Gerichtshofes, je ein Vertreter der Arbeitgeber und -Nehmer sitzen in ihm. Diese Repräsentanten sind auf ihrer Freunde Vorschlag durch den Gouverneur ernannt. Drei Jahre dauert ihre Arbeitszeit, während der sie unabsetzbar sind. Dieses Hofes Entscheidungen sind bindend. Ihre Richtsagung wird mit Geldstrafen bis zu zehntausend Mark geahndet.

Der Versöhnungsrath hat sich nun als unbrauchbar erwiesen. Niemand wollte sich mit seiner Entscheidung zufrieden geben und der unterlegene Theil wäre stets an die nächste Instanz gegangen. Der Conciliation-Board existirt thatsächlich nicht. Nach dem Wortlaut des Gesetzes trifft ein Urtheil des Arbitration-Court; nur die

registrierten Unions. Aber ist einmal für ein Gewerbe ein award, eine Entscheidung des Arbitration-Court, in einem Distrikt gefällt, so haben alle Arbeitgeber des selben Gewerbes, eingeschrieben oder nicht, sich ihm zu fügen. Das ist die Vorschrift. Aber auch Arbeitgeber in einem Industriezweig, für den, weil vielleicht Arbeiterunions nicht bestehen, kein award gefällt ist, müssen unter moralischem Zwang die für andere Bezirke geltenden Regelungen einhalten; sonst bekämen sie entweder keine Arbeitgehilfen oder ihre Angestellten schlossen sich zur Union zusammen. Mehr noch. In den awards steht der herrliche, für alle Anbieter demokratischer Arbeit merkwürdige Satz: Bei der Anstellung gebührt Unionisten der Vorzug. So weit wie hier haben es in Europa die Gewerkschaften bis jetzt noch nicht gewagt. Sie haben eine Stelle frei; zwei Leute melden sich: Beide gleich geschickt in der Arbeit. Der Eine zeigt vorzüglichen Charakter, nettes Wesen, bescheidenes Auftreten, ist aber Non-Unionist; dem Anderen merkt man den Agitator, Unruhefister an, er gehört aber zur Union. Sie müssen den Unionisten anstellen. Also will es das Gesetz. Unionleute weigern sich, mit Non-Unionisten zusammenzuarbeiten. Ein Herr beschäftigte aus reinem Mitleid einen ihn um Arbeit bittenden Mann ein wenig in seinem Garten und gab ihm Lohn. Die Unionsführer spionierten Das aus; der Lohn war niedriger als der im award festgesetzte. Man bringt den Herrn vor den Arbitration-Court: und er wird bestraft. Wegen Ausbeutung sind die Arbeiter nun wohl geschützt. Aber auch die Arbeitgeber? Die Begehrtheit der Arbeiter hat dieser Act gesteigert. Mehr als einmal haben sie, wenn der award gegen sie ging, gedroht, die Registrierung streichen zu lassen und zur guten alten Methode des Stricks zurückzukehren. Bis jetzt waren die Entscheidungen zum allergrößten Theil arbeiterfeindlich. Die Löhne stiegen in den guten Zeiten, zu denen Neuseeland lebt. Wie solls aber werden, wenn graue Tage kommen und die Löhne heruntergesetzt werden müssen? Wird der Act sich dann bewähren, wenn er gegen die Arbeiter sich kehrt? Er hat seine Prüfung erst halb bestanden. Die Feuerprobe steht ihm noch bevor. Zum Jubel ist es also zu früh. Bei sonnigem Himmel arbeitet die Maschine gut. Strikes sind seit des Gesetzes Bestehen bis heute nicht vorgekommen. *) Die Arbeiter sind überzeugte Anhänger des Acts und machen oft Gebrauch davon. Ihm verdanken sie eine Höhe des Lohnes, die uns mit Reid erfüllt. Ein Arbeiter verdient durchschnittlich in der Woche fünfzig Mark. Dabei ist der achtstündige Arbeitstag gesetzlich und ein halber Feiertag in der Woche garantiert. Ein Duzend ganzer Feiertage hat man außerdem. Da ist's kein Wunder, daß man

*) Die Probe kam über Erwarten früh und mit ihr die erste Wunde. Die Angestellten der elektrischen Straßenbahn in Auckland stellten für einige Stunden die Arbeit ein; damit wollten sie gegen angebliche Willkür des Managers protestieren. Der gab in den Hauptpunkten schnell nach und der Strife, bei dem es sich nicht um Lohn-erhöhung handelte, ward beigelegt. Immerhin: es war ein Strife und ein rascher Erfolg. Das steht an. Die Schlichter eines großen Gefrierwerkes in Wellington waren mit ihrem Lohn unzufrieden. Sie verlangten Erhöhung. Die Arbeitgeber verwiesen sie an den Arbitration-Court, der damals aber in einem entlegenen Distrikt seine Sitzungen abhielt. Abwarten, bis ihre Sache vor dem mit Geschäften überhäuftem Gerichtshof verhandelt werden konnte? Das hieße die Schlichtsaison verpassen. Darauf ließen die Arbeiter sich also nicht ein. Lohn-erhöhung oder Strife.

Neuseeland „des Arbeiters Paradies“ nennt. Alles ist auf ihn, seine Bequemlichkeit, seine Sicherheit zugeschnitten, — auf ihn, der nichts, höchstens das Wenige aus den indirekten Steuern, den Einfuhrzöllen, zum Staatshaushalt beiträgt. Der Arbeiter hat Geld, hat Kaufkraft. Jedem Reisenden wird auffallen, daß er auf Neuseeland fast nie einem Bettler begegnet, obwohl der Unterhaltungsaufwand pro Kopf und Jahr (schon 1894 auf 702 Mark (gegen 103 in Deutschland) berechnet wurde. Seitdem ist das Leben hier noch theurer geworden. Dennoch gibt es keine wirkliche Armuth; man schätzt das Vermögen pro Kopf auf 5600 Mark.

An die Entwicklung einer allgemeinen Industrie und eines Weltwettbewerbes ist unter solchen Arbeitsbedingungen gar nicht zu denken. Das will man aber auch nicht; und braucht's, wie es scheint, einstweilen nicht. Auf den errungenen allgemeinen Wohlstand will man nicht verzichten; lieber auf alle Industrie. Nur die soll gepflegt werden, die speziell neuseeländisch ist, die rein neuseeländische Produkte verarbeitet und auf den Markt bringt: gefrorenes Fleisch, Butter und Käse, Glas, Wollfabrikate (natürlich auch die Produkte aus Goldminen, Getreidebau und Schafzucht). Fleisch, Butter und Glas sollen durch ihre Qualität weltberühmt werden und hohe Preise erzielen. Auf dem Weg zu diesem Ziel hat Seddons Arbeit rasch vorwärts geführt. Die Gesetze der Fleischinspektion verlangen die allerpeinlichste Sauberkeit und setzen sie absolut durch. Die Butter wird vor ihrer Verschiffung von sachverständigen Beamten auf ihre Qualität geprüft. Man hat einen gemeinsamen Stempel für Neuseeland eingeführt, dem die Butterfabrikerei ihren Namen und der Inspektor die gesandene Qualität (I, II, III) hinzufügt. Fälschungen sind fast völlig ausgeschlossen. In der selben Weise wird die Glasfabrik auf ihre Eigenschaften I, II, III gradirt. Die Produkte werden zu guten Preisen abgesetzt. So hat die bestehende Industrie Einigungen und Lohnerhöhungen im bestem Wohlsein überstanden. Wenn für Fleisch, Butter und Wolle die Preise aber fallen? Argentinien sich entwickelt? Eine Krankheit unter den Schafen ausbricht, weniger für Wolle bezahlt wird? Was dann? Man vermißt Vorkehrungen für solche Fälle, beim Staat wie bei den Einzelnen. Und doch könnten Alle durch frühere Erfahrungen belehrt und gewarnt sein. Denn nicht immer war Neuseeland so wohlhabend. 1894 sanken die Preise auf dem Weltmarkt rasch. Die Produkte erzielten niedrigeren Erlös, das Land, das sie hervorbrachte, fiel stark im Werth. Die Bank of New Zealand, die Land reichlich mit Hypotheken belehnt hatte, stand am Vorabend des Bankrottes und hätte auch faillirt, wäre ihr Seddon nicht zu Hilfe gekommen. In

Die Schlächter anderer Freezing-Works schlossen sich mit der selben Forderung an. Die Arbeitgeber wehrten sich und bestanden auf dem Schein des rechtsgültigen award. Die Schlächter legten die Arbeit nieder und die Werke standen still. Willige Kräfte waren nicht da, konnten auch, der Entfernung wegen, nicht importirt werden. Neuseelands wichtigster Export war in Gefahr. Die Arbeitgeber wichen zurück und bewilligten drei Schilling Aufschlag. (Gefordert waren fünf.) Nachher kam dann der Arbitration-Court und bestrafte jeden Streiker mit fünf Pfund, die auch bezahlt wurden. Seitdem hat der Act viel von seinem Nimbus verloren. Seddons starke Hand schirmt ihn nicht mehr und der Glaube an seine Unfehlbarkeit ist erschüttert. Nun versucht man eine Kur mit schnellerem Arbeitstempo des Court. Ob Das helfen wird? Wir fehlt der Glaube.

einer Nacht peitschte er ein Gesetz durch, in dem der Staat der Bank vierzig Millionen Mark Kapital garantierte; dafür wurde der Fiskus Theilhaber und bekam die Bank ziemlich unter seine Kontrolle. Das war die rasche That eines vor-
schauenden Staatsmannes, die ihm unvergessen sein soll. Er rettete das Land vor namenlosem Elend, seine Bewohner vor furchterlichem Zusammenbruch. Die Bank konnte sich herausarbeiten; ihre mit £ 6³/₄ eingezahlten Aktien, die man damals fast umsonst haben konnte, stehen heute auf £ 11. Die Sanirung Seddons hat den Staat nicht nur nichts gekostet, sondern ihm einen Profit von £ 500 000 eingebracht. Im Allgemeinen wird Seddons Finanzleitung kaum Beifall finden. Eine Steuerverwaltung, die unter 900 000 Einwohnern nur 22 778 Personen das Land und gar nur 8931 das Einkommen belastet, auf der anderen Seite aber dem jungen Staat eine Schuldenlast von 1200 Millionen Mark (1260 Mark pro Kopf der europäischen Bevölkerung) aufhals, wird man kaum gesund finden. Immerhin ist der Staatskredit gut. £ 100 vierprozentige New Zealand Government Debentures werden £ 6 über Pari notirt. Um dem Staat neue Einkünfte zu schaffen, erweiterte Seddon das Gebiet der Staatsunternehmungen, fügte der längst bestehenden Lebensversicherung eine Feuerassuranz hinzu, eröffnete staatliche Kohlenbergwerke, deren Förderungen in staatlichen Verkaufsstellen veräußert werden. Ost drohte er auch mit der Einrichtung staatlicher Fleisch- und Fischgeschäfte, um Truists die Spitze abzubreaken. Ernst wars aber wohl kaum gemeint.

Recht schwere Klagen hört man über die allgemeine Verwaltung. Seddons größte Bewunderer geben zu, daß ihr Führer dem Grundsatz huldigte: die Beute den Siegern. Seine Gnadenfülle wandte sich mehr den Wahlkreisen zu, die seine Anhänger ins Haus sandten. Man mag diese Belohnung guten Betrags menschlich erklärlich finden. Zum Bild eines Staatsmannes will sie mir nicht passen. Wegen des Grundsatzes, in der Industrie nur die hodenständigen Gewerbe voll zu entwickeln, fremde aber nicht zu ermutigen, soll man ihn nicht tadeln. Wenn ein Land sich seinen Wohlstand nicht verderben lassen will, wenn es glaubt, fremde Industrie, Weltkonfurrenz mit europäischen, amerikanischen Betrieben mit dem Preis des Elends, der Arbeitslosigkeit zu theuer zu bezahlen, und auf seine Art fertig zu werden hofft: eines Versuches ist Das jedenfalls werth. Der Minister einer Kolonie hat wenig Gelegenheit, sich als internationalen Politiker zu zeigen, da Downing Street sich die Leitung vorbehält. Seddon gehörte zu den Anhängern Chamberlains; er glaubte leidenschaftlich an dessen Politik des engeren Zusammenschlusses des Mutterlandes mit den Kolonien. Er setzte den Preferenztarif durch, der nichtbritische Waaren mit einem Zusatzzoll von 20 Prozent belegt. Neuseeland war die erste Kolonie, die im Burenkrieg dem Mutterlande Truppen schickte (der Gedanke ging freilich von Queensland aus). Der Ehrgeiz, seinen Namen auch weiterhin bekannt zu machen, sein lebhafter Wunsch, für Neuseeland daheim erhöhtes Interesse zu wecken, und eine eingeborene Treue zum Mutterboden distirten Seddons Handeln. Diese Anhänglichkeit hinderte ihn aber nicht, wenns ihm nöthig schien, sich gegen die foreign office zu wenden. So that ers in der Frage der Neuen Hebriden, deren Abtretung an Frankreich das koloniale Ideal, auf dem Stillen Ozean den Union Jack allein wehen zu sehen, zum zweiten Mal durchkreuzen würde; zum ersten Mal thats Samoa, dessen Annexion durch Deutschland man hier noch nicht verschmerzt hat. Die Zulassung der Chinesen in Südafrika ging ihm sehr wider

den Willen. Sein Imperialismus hielt ihn nicht ab, fernzubleiben, als 1900 die fünf australischen Staaten und Tasmanien zur Commonwealth sich im Bundesstaat verbanden. Neuseeland trat nicht bei. Zweite Weige zu spielen und eigenem, unabhängigen Wirken die Möglichkeit abzuschneiden, hätte Seddon nie gepaßt noch den Beifall seiner Wählerschicht gefunden. Die Handelsbeziehungen erzwangen aber einen näheren Anschluß. Ein Vorzugtarif schien ihm dazu geeignet und mit einem in Australien gebilligten Tarifentwurf ging er am neunten Juni in Sydney an Bord des Schiffes, das er lebend nicht verlassen sollte.

Ist Seddon zu den Großen zu zählen? Nein. Dazu fehlte ihm viel. Man sah, daß die leitenden Ideen zu seiner Legislatur nicht von ihm waren; er entnahm sie anderen Köpfen, erkannte blitzschnell ihre Brauchbarkeit und setzte sie mit unermüdlicher Energie in die That um. Führer der Massen war er dem Wort nach; aber als ihr Sprachrohr, ihren Dolmetscher nur hat er sich stets gefühlt. Nicht bewahrte er sich seine Unabhängigkeit dem Demos gegenüber. Nie kam ihm der Gedanke, daß Macht verpflichtet. Verpflichtet, zu erziehen, dem Denken der Massen einen weiteren Flug zu geben, die breiten Schichten zu einer höheren Idee vom Staat heranzubilden. Sie etwa zu lehren, daß, wer mitregieren wolle, auch mitzahlen müsse. Nicht einmal die Spielwuth hat er ernstlich bekämpft. Wohl verbot man dem bookmaker das Gewerbe, aber nie ging man entschlossen daran, das Weich auszuführen; den Totalisator dagegen legalisirte man und von Jahr zu Jahr steigen die Einsätze. 28 748 000 Mark gingen 1904/1905 an 294 Tagen durch 156 erlaubte Maschinen. Nicht ermunterte er Studium und Liebe zu höherer Bildung und Wissenschaft; er ließ es beim Elementarunterricht und dem großen Glauben an den Werth der Erziehung durchs Leben. 135 475 Kinder besuchten 1904 die Volksschulen, 4 008 die höheren Lehranstalten (16 378 Privatschulen) und nur 929 erwarben sich Promotionen auf den Universitäten. Um Kunst, Malerei, Skulptur, Musik ist es gar traurig bestellt. Nein; groß war Seddon nicht; aber glücklich. Glücklich in seinem Temperament, das jedem Neuseeländer behagte. Von der frischen Farbe der Entschlossenheit; von keines Gedankens Blässe angekränkt. Von jovialer Lebenslust, die mit den Einwohnern lachte, tanzte, Rennen besuchte. Eine durchaus demokratische Natur, der Ueberhebung, eifler Stolz fremd war, die Titel und Orden ablehnte; mit einer Rednergabe, die nicht allzu schwere Forderungen an der Hörer Aufmerksamkeit und Fassungsgebe stellte, geschickt Pläne und Absichten in volkstümliche Schlagworte zusammenfaßte und mit der schallenden Phrase nicht geizte. In ihm erkannte jeder Neuseeländer ein Stück seines Selbst: in seinem Emporkommen aus niedriger Stellung, seinem Temperament, seiner Treue gegen das Mutterland, seiner Liebe zur neuen Heimath. Wegner hat er wohl, Feinde nie gehabt. In seinem Glück gelörte, daß er aus dem Ministerium Ballance in sein Männer mitnehmen konnte, die tüchtig, aber seinem Staum nicht gefährlich waren. Später genügte ihm Mittelmaß. Glück wars auch, daß es der Opposition an einem Führer fehlte, der ihm ebenbürtig war. Glück vor Allem, daß die Zeit seiner Regierung in eine Periode des wirtschaftlichen Aufstieges, der wachsenden Wohlfahrt fiel. Ein Hinweis darauf brachte jeden Wegner zum Schweigen: denn natürlich war das allgemeine Gedeihen Seddons Verdienst. So viel Glück ist vielleicht nützlicher als Größe. Und der Energie des Mannes, seiner Thatenlust darf man die Bewunderung nicht verjagen.

Auckland, Neuseeland.

Dr. Max Derg.

Modell und Kopie.*)

Das Modell ist das wichtigste Hilfsmittel, das dem Maler zu Gebot steht. An ihm studirt er in seinen Lehrjahren und mit ihm werden die Gestalten seiner Einbildung auf den Bildern zur Wirklichkeit.

Für das Studium ist das Ansehen der Modelle ziemlich gleichgültig, da man an Allem lernen kann. Nur wird man darauf bedacht sein müssen, wechselnd männliche und weibliche zu nehmen; ferner Kinder und Greise, rasirte und bärtige Männer, Modelle von heller und dunkler Hautfarbe.

Die Stellung muß eine möglichst leichte sein, damit sie längere Zeit von dem Modell ausgehalten werden kann. Will man Bewegung studiren, so möge man daran denken, den ruhenden Punkt in der Bewegung zu treffen; diesen Moment kann das Modell längere Zeit aushalten. Eben so bedenke man die verschiedenen Beleuchtungen und Hintergründe; ob sich das Modell darauf hell, dunkel oder gleichmäßig abhebt. Versteht der Hintergründe aus farbigen Stoffen, so wähle man lieber kräftigere Farben als zu zarte, weil es für das Studium wünschenswerth ist, die Unterschiede stärker differenzirt zu bekommen.

Das Abstimmen der Farben soll dem Gefühl überlassen bleiben; ob die Theorie der Komplementärfarben eine Hilfe bei diesem Arbeiten ausmacht, kann ich nicht angeben, denn ich muß nur gestehen, daß ich diese Lehre nicht kenne, auch nie vermisst habe. Wer aber den Wunsch nach Kenntniß dieses Systems hegt, wird ihn sich leicht erfüllen können, da die Sterne, in die das System hineingebracht ist, überall zu kaufen sind.

Für das Studium ist die Art der Modelle gleichgültig; nicht aber beim Bildermalen. Hierbei sind die passenden Medien mit besonderer Geschicklichkeit wohl auszuwählen. Hat man das Glück, durch Gelegenheit eine für das Bild zutreffende Person zu finden, so soll man sie stets dem Berufsmodell vorziehen; das Konventionelle im Berufsmodell findet man auch wieder in der nach ihm gemalten Figur im Bilde, während das Gelegenheitsmodell vollständig in der Bildfigur aufgeht.

Das Modell muß im Bild streng studirt werden, damit die Figuren nicht kitschig wirken. Es ist zwar löblich, den Fuzchnitt der Figur im Sinn der Mode der auf dem Bilde dargestellten Zeit wiederzugeben, aber absolut nöthig ist es nicht. Die Menschen sind in der Hauptsache zu allen Zeiten gleich gewesen; der Ernst in der wiedergabe überzeugt viel mehr als eine oberflächliche Andeutung der jeweiligen Zeitmode.

Eben so ist es mit dem Kostüm. Man wird weniger auf die Richtigkeit des Schnittes und der Stoffart geben als auf Interessantheit des figürlichen Aus-

*) Ein Bruchstück aus dem Handbuch „Das Erlernen der Malerei“, das bei Paul Cassirer erscheint. Die note personnelle des Buches zeigt am Besten der erste Satz: „Malerei wird diejenige Kunst genannt, welche Vorgänge, die das Auge in der Natur erschaut, figürliche Szenen oder Landschaften, Schilderungen in Innenräumen, mit Vordergrund und mit Hintergrund, auf eine ebene Fläche rückt, und zwar so, daß alle in der Natur frei stehenden Gegenstände ebenfalls von Licht umgeben und rund dazustehen scheinen, die Terrain eigenthümlichkeiten mit Allem, was darauf ist, sich bis zum Horizont hin vor- und rückwärts zu verschieben scheinen, so daß eine Tiefenwirkung erzeugt wird.“

sehens. Shakespears und Rembrandts schweben uns da als glänzende Beispiele vor, wie leicht man mit der Chronologie und dem Aussehen der Personen umspringen darf. Es ist etwas Anderes, wenn in einem Bilde gewissermaßen eine Zeitepoche rekonstruirt werden soll. In diesem Fall ist strengste Kostümform und Gesichtszugschnitt notwendig (und mit Hilfe von echten Statuen, Reliefs, Miniaturen und so weiter zu erreichen). Wir weichen aber bei solchen Werken schon von der Kategorie des rein künstlerischen Werthes ab. Eine erklärende Notiz muß zum Verständniß darangesetzt werden: das Bild wirkt „literarisch“. Hierher gehört Alma Tadema. Einen ähnlichen Sinn sprechen auch Maler aus, die die Art früherer Maler nachzubilden versuchen. Dazu kann der Lehrer Tademas gezählt werden, der Belgier Leyss, und unser Eduard von Gebhardt. Beiden ist nicht die Natur an sich die Hauptsache, sondern die Art, wie die alten Flamen und Deutschen auf ihren Werken die Natur gezeihen haben.

Die Gliederpuppe ist ein Surrogat für das lebende Modell. Im Ganzen ist sie nicht viel werth, denn andere, einfachere Hilfsmittel können genau den selben Dienst verrichten. Wenn sie eine Figur bedeutet, die einen Schatten auf eine andere (die gemalt werden soll) wirft, so genügt dazu auch eine Staffelei, die mit Lappen behängt ist. Sollen Hände etwa die Arme dieser Puppe greifen, so ist als Arm eine Rolle Papier vorzuziehen. Die Größe und Steifheit der Puppe wirkt immer störend. In Gruppen, als Strohmann in der wirklichen Bedeutung des Wortes ist sie kaum zu verwenden. Müssen zwei Personen der Handlung wegen (etwa ringend) zusammen gemalt werden, so ist es besser, zwei lebende Modelle zu nehmen oder andere Hilfsmittel zum Stützen dafür zu verwenden. Ein ganz fremder Gegenstand ist viel angenehmer zu verwerten als diese Nachbildung eines Menschen.

Einen praktischen Werth hat die Gliederpuppe für Portraitmaler, deren Auftraggeber mehr Werth auf die Muster von Epigen und Stoffen legen als auf den Menschen, der darunter steht. Aber nur zu dieser Verwerthung ist sie gut genug. Denn der auf diese Weise gemalte Stoff wirkt vollständig bewegungslos, versciencet und dem Ganzen fehlt das Leben.

Soll ein Portrait mit der ganzen Gewandung, bis in das kleinste Detail ausgemalt werden und macht es dabei Anspruch auf künstlerischen Werth, so muß sich der Maler schon was kosten lassen (wenn er nicht den Portraitierten selbst dazu bewegen kann) und ein der Portraitfigur ähnliches Modell für die ganze Zeit besitzen. Selbst für das Studiren von Stoffen in den Lehrjahren ist kaum die Puppe zu gebrauchen. Der Anblick solcher bekleideten Figur ist unästhetisch; die Kleider sitzen schlecht und formlos und die Ernte solchen Studiums ist nicht gerade groß. In das selbe Niveau gehören auch ausgestopfte Säugethiere und Vögel. Will man solches Präparat als Modell für ein lebendiges Wesen darstellen, so erschrickt man förmlich vor all dem Formlosen und Toten; und doch schien es vorher noch dem Leben getreu. Ohne das Studium wirklicher Thiere kommt man auch hier nicht aus.

Eins jedoch haben diese Schemen der Gliederpuppe voraus: das wirkliche Fell oder den Glanz des Federkleides. Wenn auch das Leben längst aus diesen Haaren und Federn entschwunden ist und nur der Mensch seine konservirende Hand daran gelegt hat, so bleibt doch immer noch eine Spur von der Schöpferkraft, die Zeichnung und Farbe diesen Wesen hineinwoh, prächtiger als Salomo in all seiner Herrlichkeit. Und deshalb werden sie als wirklich ausgestopfte Präparate für Studiren einen gewissen Reiz haben.

Die großartigen Schöpfungen der Vergangenheit sind für die Gegenwart stets die Vorbilder gewesen, aus denen man zu lernen versuchte, Gleiches zu schaffen. Cellini beschreibt uns, wie er mit gleichalterigen Jünglingen die „göttlichen“ Kartons des Michelangelo und Leonardos gezeichnet hat; aus seiner Biographie erfahren wir auch, daß Michelangelo die Fresken von Masaccio in der Brancacci-Kapelle studirt hat.

Die italienische Gothik baute überhaupt von einer Generation auf die andere. Immer wurden die selben Motive gemalt, viele Sachen wurden direct entnommen und nur allmählich entwickelt sich die Umänderung dieser einzigen Kunst, in der dennoch Masaccio, Lippi, Leonardo, Michelangelo als Titanen hervorragten und die dann Raffael noch einmal in seinen Arbeiten zusammenfaßte. Die Zeit war nicht heikel in der Ausnutzung des Vorhandenen. Aber man muß auch ihrem Charakter Rechnung tragen. Die Malerei war in ihrer jugendlichen Anfangsperiode. Alles war noch neu; auf die Neuheit wurde deshalb kein Gewicht gelegt. Die Sucht nach Neuerungen ist zuerst bei uns groß geworden, die wir fünf Jahrhunderte später leben.

Die Arbeiter, die damals als Vorbilder galten, waren nationale Erzeugnisse. Fremde Anflänge kamen bei den Italienern überhaupt nicht vor. Schließlich gehörte die Malerei zu den Handwerken; und nur die Männer, die Großes leisteten, wurden geachtet und stiegen aus ihrer Sphäre empor. Modelle wird unter diesen Voraussetzungen der Schüler, der zu dem Meister in einem Arbeitsverhältniß stand, kaum zur eigenen Verfügung und Benutzung erhalten haben.

Mikens kopirte viel; bis in sein spätes Alter. Seine Jugendwerke haben Ähnliche an Raffael. Später sollen seine Kopien daggen ganz wie eigene Bilder ausgesehen haben. Rembrandt machte sich Notizen von guten Bildern, die er auf Auktionen in Amsterdam fand. Hauptächlich bekannt ist die schnelle Zeichenfizzi nach einem Portrait nach Raffael. Das ist schon kein Kopiren mehr, und wenn man recht bedenkt, sind die vorherigen Ausführungen auch wohl mehr ein Herausgreifen von einzelnen berühmten Stücken als ein eigentliches Kopiren. In unserer Zeit führt man all Das aber als Gründe dafür an, daß das Kopiren eben so nützlich sei wie das Studium nach der Natur.

Es ist ja manches Falsche in der Welt. Der Terzianer soll aus dem großartigen Gedicht der Welt das Griechische (rein sprachlich) für sein späteres Abiturientenexamen lernen. Wenn nun auch das Besie für die Erziehung unserer Jugend gerade gut genug ist, so soll es doch richtig angewandt werden. Die Kunst, die Auffassung, das Erhabene soll der Jugend deutlich aus diesen Schöpfungen entgegenreten und nicht das Mechanische, wie die einzelnen Fäden zusammengewebt sind, bis das Muster herauskam. Diese Erkenntniß ist für den Gewordenen und nicht für den Werdenben. Für den Lernenden soll die Natur die einzige Lehrmeisterin sein und nichts soll verdunkeln zwischen sie und das Auge des Schülers treten.

Die Geschichte zeigt uns nicht Viele, die durch Kopiren anderer Werke groß geworden sind. Lenbach ist überhaupt vielleicht der Einzige; und selbst von ihm hätten wir vielleicht Großartigeres, Individuelleres, wenn das Schicksal ihn nicht gerade in diese Bahn hineingeworfen hätte.

Louis Corinth.



Der rothe Lieutenant.

Verehrter Herr Harden, vor Kurzem hat ich die „B. Z. am Mittag“ um die Aufnahme folgender Zeilen: „Herr Richard Nordhausen hat in den Münchener Neuesten Nachrichten eine Kritik über das Schauspiel „Der rothe Lieutenant“ von Eduard Goldbeck und Hermann Kienzl veröffentlicht. In dieser Kritik sagt der Herr wörtlich: „Im vierten Aufzuge haben die Herren Verfasser vergessen, was sie im ersten exponiert haben.“ Er erzählt dann in fünf Zeilen die Handlung und fährt fort: „Im vierten Akt wissen Goldbeck und Kienzl von dieser Frage nichts mehr. Da arbeiten sie statt Dessen mit einem unmöglichen Schuft von sozialdemokratischem Redakteur.“ Auf diese Kritik möchte ich erwidern, daß unser Stück überhaupt nur drei Akte hat und daß der sozialdemokratische Redakteur, den Herr Nordhausen irrtümlich für einen Schuft gehalten hat, auch im dritten Akt nicht mehr vorkommt. Ich überlasse Herrn Nordhausen dem Urtheil unserer Kollegen und der Leser und bitte Sie um gefällige Aufnahme meiner Zeilen, da, wenn ich nicht irre, hier in gewissem Sinn ein öffentliches Interesse vorliegt.“

Auf diesen offenen Brief hat nun, wie ich aus der Elbinger Zeitung ersehe, Herr Nordhausen das Folgende geantwortet: „Herr Eduard Goldbeck, der Winkelsbube an einem Schauspiel „Der rothe Lieutenant“, regt sich darüber auf, daß ich seinem Stück in einer Besprechung vier Aufzüge zugeschrieben habe, während es doch deren nur drei hat, und daß ich seinen gesinnungsrichtigen sozialdemokratischen Redakteur irrtümlich noch im letzten Akte auftreten lasse, während er schon im zweiten verschwindet. Dieser Schreibfehler legt der entrüstete Herr ein „öffentliches Interesse“ bei. Mir war das Stück so langweilig und länglich vorgekommen, daß ich es bei der Abfassung der Kritik auf vier Akte einschätzte; heute scheint es mir schon mindestens sechs gehabt zu haben. Im Uebrigen thäte Herr Goldbeck gut daran, sein inzwischen wohl schon vom Spielplan verschwundenes Drama nicht aus der Bersehung herauszubehördern und die Erinnerung an diese seine schwere Veräusdigung nicht neuerdings zu wecken. Jedenfalls ist mein Interesse an den Einzelheiten seines Opus nicht so brennend wie das seinige, und wenn er schon neben-sächliche Schreib- und Gedächtnißfehler eines Anderen did unterstreichen zu müssen glaubt, so sollte er über die seinigen, über das Fallenlassen der wichtigsten Fäden in dem Schauspiel und Vergleichen mehr, von Rechts wegen in helle Verzweiflung gerathen.“

Herr Richard Nordhausen ist also geständig. Geständig, aber leider nicht reuig. Denn er fällt fort weiter. Das Schauspiel „Der rothe Lieutenant“ ist nicht, wie Herr Nordhausen annimmt, „vom Spielplan verschwunden“, sondern in dem Zeitraum von vierundzwanzig Tagen neunzehnmal bei vollem, mehrmals bei ausverkauftem Hause gegeben worden. Es wäre Herrn Nordhausen leicht gewesen, sich durch einen Blick auf den Theaterzettel davon zu überzeugen, daß das Stück fortdauernd auf dem Spielplan des Schiller-Theaters verzeichnet ist (in der ersten Märzwoche dreimal). Ein öffentliches Interesse scheint mir vorhanden; oder hat das Publikum kein Interesse daran, daß Kritiker vom Schlage des Herrn Nordhausen entlast werden? Eduard Goldbeck.

Da hatt' ich einen Kerl zu Gast,
Er war mir eben nicht zur Last;
Ich hatt' just mein gewöhnlich Essen,
Hat sich der Kerl pumpfakt gestessen,
Zum Nachtisch, was ich gespeichert hatt'.
Und kaum ist mir der Kerl so satt,

Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen,
Ueber mein Essen zu raisonniren:
„Die Supp' hatt' können gewürzter sein,
Der Braten brauner, firmer der Wein.“
Der Tausendfaterment!
Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein
Rejäsent.

Nationalökonomie auf der Universität.

Ist die Nationalökonomie eine Wissenschaft? Die Antwort wird Denen nicht leicht, die dabei ohne Wenn und Aber auskommen möchten. Aber vielleicht kann man sich bequemer machen; vielleicht genügt schon, festzustellen, daß die Nationalökonomie Allerlei in sich birgt, was sicherlich nicht wissenschaftlich ist. Wenigstens läßt sich Solches, meiner Meinung nach, von ihrem politischen Theil behaupten. Alles Politische ist in niederem Verstande Handwerk, in höherem Kunst. Das Handwerkmäßige interessiert die Wissenschaft nicht und das eigentlich Künstlerische, das intuitive Erfassen und Gestalten, ist auch nicht ihre Sache. Doch gerade solches intuitive Erfassen und Gestalten des „Sein-sollenden“ gehört zur Politik, wenigstens zu der, die wirklich eine hohe genannt zu werden verdient. Wie ließen sich sonst Wege und Ziele der Menschheitentwicklung dem Gesamtkunstwerk einer Weltanschauung eingliedern?

Freilich: die Männer der politischen Wissenschaften wollen es nicht zugeben und bleiben störrisch dabei, daß praktische Politik sich lehren lasse. Begreiflich genug, denn ja dieser Glaube ist ja der Vater der politischen Wissenschaften; als sie aufkamen (in Deutschland so um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts), wollten die Lehrer dieser Disziplinen Staatsmänner ausbilden; wissenschaftliche Erkenntniß zu mehren, war nicht ihr Ehrgeiz. Und sie brüsteten sich nicht wenig mit ihren staatsmännischen Qualitäten. Wlasejus, ein Geheimer Rath des Königreiches Polen und des Kurfürstenthumes Sachsen, weiß davon zu berichten. Ein sonst sehr unterrichteter Universitätslehrer habe, so sagt er, mit solcher Kühnheit „*de arcanis*“ fast aller Staaten gesprochen, als ob die Kaiser und Könige von Europa ihre Geschäfte nur nach seinem Rath geführt hätten.

An Gegnern fehlte es natürlich nicht. Der neuen Wissenschaft wird die Anerkennung verjagt. Die Juristen rümpfen die Nase, mögen wohl auch ein Wenig konkurrenzneidig sein; und die Männer der Praxis urtheilen recht skeptisch über den Werth der „*disciplina oeconomica*“. Nicht ganz mit Unrecht: denn wenn es der Oekonomist der Fürsten und jener der Privatleute (so theilt sie Julius Bernhard von Rohr in seiner 1716 erschienenen „*Compendieuses Haushaltung-Bibliothek*“ ein) gemeinsam sein soll, darüber Klarheit verschaffen zu wollen, wie man Geld und Gut erwerben kann, wie man das Erworbene zusammenhalten soll und wie man es klüglich ausgiebt, so muß man doch an der Fähigkeit dieser Herren Oekonomieprofessoren zweifeln, so nützliche Dinge auch lehren zu können. Wurde diese Disziplin doch, wie der holländische Universitätskanzler von Ludwig nicht viel später behauptet, manchmal von Professoren vorgetragen, die nicht wußten, ob Kornwägen auf Bäumen oder im Acker zu suchen seien. Kein Wunder, daß Friedrich Wilhelm der Erste, selbst ein sehr praktischer Volkswirth, wenn er sich schon auf das Experiment einließ, an der Universität Halle die erste kameralistische Professur zu errichten, die neue Disziplin von einem Mann vertreten wissen wollte, bei dem solche Entgeißlungen nicht zu fürchten wären. Seine Wahl fiel daher auf einen Mann der Praxis, auf den ehemaligen Kammerkonsulenten, nachherigen Kriegs- und Domänenrath Simon Peter Gasser, der durch Patent vom vierundzwanzigsten Juli 1727 zum Oekonomie- und Kameralprofessor ernannt wurde.

Gasser ist also der Ahn der stattlichen Schaar von Nationalökonomien, die

in unseren Tagen an Deutschlands hohen Schulen lehren. Sind sie wirklich die legitimen Nachkommen des Kriegs- und Domänenrathes? Besteht wirklich zwischen der urgroßväterlichen Kameralwissenschaft und der sehr modernen Volkswissenschaft- lehre eine so nahe Verwandtschaft? Die Frage könnte einen Forscher loden, in Archiven nach Anfängen und Zusammenhängen zu suchen. Ein müßig! Studium! Professor Wilhelm Stieda, der leipziger Rationalökonom, hats unternommen, und was er fand, liegt nun in einem stattlichen Werk vor,*) das man im besten Sinn des Wortes eine deutsche Gelehrtenarbeit nennen darf. Man schreibt heute allerdings Spezial- und gar Universalgeschichte nur selten nach der Methode, die Stieda gewählt hat. Die Schilderung der Vergangenheit ist meist nur ein schicklicher Vorwand, um Entwicklungsgeetze aufzustellen, um zu zeigen, daß es so kommen mußte, vielleicht auch, um zu zeigen, wie es kommen wird. Soll ich im Gegensatz zu dieser Methode der „großen Gesichtspunkte“ die schlichte Art Stiedas charakterisieren, so kann ich nur sagen: Er giebt uns die Geschichte der Rationalökonomie als eines Gegenstandes akademischen Unterrichtes in der Form einer geläuterten Chronik. Wie ein gewissenhafter Adersmann durchpflügt er sorglich sein Feld, bleibt nicht zu sehr an der Oberfläche, geht auch nicht zu tief, sondern hält die rechte Mitte ein. Und er kommt zu dem Ergebnis: Unsere Professuren der Rationalökonomie sind zum Theil aus den alten Professuren für praktische Philosophie, aus den Professiones Moralium et Politicis (Ethices), zum Theil aus den Professuren für Oekonomie und Kameralwissenschaften hervorgegangen. Dieses Ergebnis gewinnt an Interesse, wenn man sieht, wie gut diese doppelte Wurzel sich auch heute noch im wissenschaftlichen Betrieb nachweisen läßt. Denn trotzdem die Systematiker schon lange an der Arbeit sind, die Rationalökonomie „richtig“ einzutheilen, bleibt's ein- weilen doch beim Alten: die Vorlesungsverzeichnisse kündigen immer wieder theo- retische und praktische Volkswirtschaftslehre und Finanzwissenschaft an. Schaut man näher hin, so zeigt sich, daß der Unterschied zwischen der alten Kameralwissen- schaft, diesem Mischmaisch von Technologie, Landwirtschaft, Handel- und Gewerbe- funde, Wirtschaftspolitik und Verwaltungslehre, und unserer praktischen Volkswirt- schftslehre nur klein ist. Und gar die Finanzwissenschaft! Dem nimmermatten Leviathan Staat Geld zu verschaffen; darauf sann die Kameralisten, darauf sinnen die Männer der Finanzwissenschaft. Zu „schändder Vielwisserei“ führte das Studium der Kameralia; aber kann der „praktische Volkswirt“ von heute, wenn er sich nicht mit allgemeinen Lebensarten abpeifen lassen will, etwas Anderes werden als ein Polyhistor vom Schlage der „gelehrten, theoretisch praktischen echten Kameralisten“, die schließlich Alles wissen mußten, was zur „bürgerlichen Glückseligkeit“ gehört?

Nicht ganz so leicht läßt sich die Verwandtschaft zwischen den Professiones Moralium et Politicis und der theoretischen Rationalökonomie nachweisen; aller- dings stehen Beide auf einer philosophischen Grundlage; doch der noch immer heftig- prästrende, positivistische Geist des 19. Jahrhunderts, der Rationalökonomie, was höchst- bedingt Vielleicht würde der Zusammenhang klarer, wenn Stieda eines verstoßenen Abkömmlings der scholastisch zurechtgekneten praktischen Philosophie des Aristoteles gedacht hätte: der Statistiker im alten Sinn des Wortes. Diese, die Lehre von den Staatsmerkwürdigkeiten, die erst unter dem Einfluß der von England herüber-

*) Die Rationalökonomie als Universitätswissenschaft. Leipzig, B. G. Teubner.

kommanden politischen Arithmetik und der zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts entstehenden statistischen Bureauz ganz ins Zahlenreich gerieth, war anfangs in wichtigen Kapiteln rein deskriptiv. In der Schilderung der Phänomene des wirtschaftlichen Lebens berührt sie sich also offenbar mit unserer theoretischen Volkswirtschaftslehre. Die Conring und Kchenwall wären deshalb, als die Väter der Lehre von den Staatsmerkwürdigkeiten, ausführlicher Erwähnung nicht unwerth gewesen. Unter den Vorläufern der modernen Rationalökonomien wäre ferner auch wohl Johann Jakob Becher zu nennen gewesen, dessen 1668 erschienener „Politischer Discurs von den eigentlichen Ursachen des Auf- und Abnehmens der Städte, Ländern und Republiken, in specie wie ein Land vollreich und nahrhaft zu machen und in eine rechte Societatem civilem zu bringen“ einen für diese Zeit wirklich kühnen Staatssozialismus predigt.

Solche Lücken sind bei der von Stieba gewählten Methode unvermeidlich. Er schreitet stromabwärts zu den Quellen und darf einen Nebenarm, der schließlich versandet, nicht beachten. Die Hauptlinie der Entwicklung aber zieht er deutlich. Eine so klare und zuverlässige Darstellung des Werdens der Rationalökonomie im Bereich des akademischen Unterrichts fehlte bisher; und dieser Mangel war gewiß mitschuldig daran, daß es um die Systematik der Sozialwissenschaften noch immer recht schlimm bestellt ist. Was läßt sich von der Volkswirtschaft lehren? Die Antworten widersprechen einander oder weichen der Frage aus. Da wird Stiebas Werk die nützlichsten Dienste leisten. Und auch die kulturgeschichtlich Bestimmten kommen auf die Kosten. Die Anlagen enthalten die werthvollsten Beiträge zu der noch ungeschriebenen Geschichte des deutschen Professors. Sicher ließen sich die im Anhang abgedruckten Briefe aus den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, in denen ein Professor der Kameralwissenschaften für die Universität Greifswald mit der Laterne gesucht wird, zu einem eben so lehrreichen wie amüsanten Kapitel dieser Geschichte verarbeiten. Und mit Staunen würde man darin lesen, daß Klatzsch, Eughertzigkeit, Eigendünkel und Wetterwirtschaft im Leben des deutschen Professors (einst) mit zu den bestimmenden Mächten gehörten.

Dr. Leon Zeitlin.



Japan.

Die kleinen flinken Japs haben sich in ihren Hoffnungen auf die wirtschaftliche Krafterhaltung ihres Landes arg verrechnet. Seit Jahr und Tag leidet Japan unter einer Finanzkrisis, von der bei uns nicht viel geredet wird, weil man sich gewöhnt hat, in den Japanern Wunderthäter zu sehen, die Alles können und denen niemals Etwas fehlschlagen wird. Europa ist mitschuldig daran, daß Japan in einen chronischen Zustand der Megalomanie gerathen ist. Die „Preußen des Ostens“ müssen die allzu hohe Werthschätzung der weißen Brüder theuer bezahlen. Der neuen politischen Expansion, die sie erstreben, sollte ein wirtschaftlicher Aufschwung vorangehen. Der Milliardensegen, der einst dem Deutschen Reich nach dem Kriege gegen Frankreich die Basis neuen Wohlstandes schuf, wurde auch im Lande des Mikado erhofft. Aber Rußland zahlte keine Kriegsentschädigung. Der Friede

von Portsmouth war kein so gutes Geschäft wie der von Frankfurt. Eine Nehmlichkeit giebt's freilich: auch in Ostasien wurde der siegreiche Staat von einem Gründungsfieber befallen. In Deutschland hing das Gründen nach dem Krieg an; in Japan hatte man schon während des Krieges begonnen und so, recht unklug, eine von Rußland erwartete Entschädigung diskontiert, die dann eben nicht kam. Bis Ende Dezember 1906 waren neun Gesellschaften mit einem Gesamtkapital von einer Milliarde Yen ($2\frac{1}{4}$ Milliarden Mark) gegründet worden; die Unternehmungen, die vor dem Krieg schon bestanden hatten, reichten zusammen noch nicht an diese Summe heran. Milliarden immobilisirten Kapitals erfordern einen großen Zufluß neuer Mittel, da sonst die Ausnutzung der festgelegten Summen nicht möglich wird. Das starke Anziehen der Zinssätze auf dem japanischen Geldmarkt zeigt, wie kritisch die Lage geworden ist. Und aus London wurde neulich gemeldet, mehrere Metallhäuser und drei kleine Banken (in Tokio) hätten die Zahlungen eingestellt. Die Meldung wurde dann abgeschwächt; vielleicht hatte sie übertrieben. Die Thatsache, daß die japanische Krisis sich verschlimmert hat, bleibt dennoch bestehen.

Die ungeheuren Ausgaben für Heer und Marine belasten den Haushalt so schwer, daß ein Entlastungsversuch kaum vermeidlich scheint. Der von Reuters Bureau veröffentlichte Vorschlag für 1908/09 läßt keinen Zweifel an der Nothwendigkeit einer Finanzreform und an der Pflicht, das Wehrbudget zu schmälern. Solche Absicht verträgt sich aber nicht gut mit den kriegerischen Tendenzen der gelben Männer. Bis vor fünf Jahren balancirte das japanische Budget mit höchstens 250 Millionen Yen (1 Yen hat einen Nominalwerth von 4,36 Mark. Der Kurs ist jetzt 2,09 Mark); heute sind 616 Millionen. Daß die Budgets für 1907/08 und 1908/09 mit den selben Beträgen abschließen, ist weniger ein Beweis für den Rückgang der finanziellen Bedürfnisse als die Folge von Verschiebungen (richtiger: Schiebungen), deren Zweck ist, die Verdrängniß des Staates zu verbergen. Die dauernden Einnahmen sollen durch eine neue Erhöhung der Steuern abermals vermehrt werden; als Objekte sind außersehen: Meißbier, Zucker und Petroleum. Das Volk ist aber durch die seit dem Kriege gegen China nöthig gewordenen Steuererhöhungen bis zu völliger Erschöpfung erschwächt. Seit 1893 sind die Steuern in Japan um 450 Prozent gestiegen. Grundbesitz, Einkommen, Umsatz im Geschäft, Braugewerbe, Tabak, Salz, Thee, Erbschaften: Alles ist belastet worden. Die Japaner sind uns auf der Steuerjagd schon voraus. Besonders ausgebildet ist das System der Luxussteuern. Die Freudenhäuser haben sehr hohe Abgaben an den Fiskus zu leisten. Cigarren sind mit 250 Prozent, Weine mit 60 Prozent ihres Werthes besteuert. Die Kriegssteuern, die das von den Siegen trunksene Volk einst in begeisterter Stimmung aufbrachte, sind zu einer berghohen Last geworden. Jetzt, in der Zeit der Entlastung, soll das wichtigste Nahrungsmittel, der Reis, noch mehr versteuert werden. 45 Millionen Mark mehr sollen die Bewohner des Chrysanthemereiches aufbringen, obwohl sie von den Hungerlöhnen, die in den Fabriken gezahlt werden, kaum existiren können. Auf dem Etat lastet natürlich auch die Zinspflicht für die ins Ungeheure gewachsene Anleihenschuld. Vor dem Chinesenkrieg hatte Japan eine Staatsschuld von nur 190 Millionen Yen; jetzt sind's $2\frac{1}{4}$ Milliarden Yen oder nominal 9 Milliarden Mark. Schon früher sagte ich hier, man solle, statt Rußlands Staatsbankerot zu prophezeien, etwas mißtrauischer gegen Japan sein. Von einer Krisis war damals noch nicht die Rede. Nun haben wir sie. Für seine Schulden hat Japan jetzt 176 Millionen Yen (730

Millionen Mark) Zinsen zu zahlen. Eine neue Anleihe von 30 Millionen Yen ist geplant; und nachgerade muß man doch auch an die Tilgung der Schulden denken. Japan hat seine Eisenbahnen verstaatlicht, bevor sie ganz ausgerüstet waren. Alles sollte im Eiltempo geschehen; denn man wollte hinter den großen Wirtschaftstaaten nicht zurückbleiben. Nun sind neue Investitionen bei den Eisenbahnen nötig; aber der „Rath der Alten“, der Genro, der in der höchsten Noth einberufen wurde, erklärte, solche Ausgaben seien in solcher Finanzlage unmöglich. Der Eisenbahnminister Yamagata und der Finanzminister Sakatani nahmen den Abschied; aber der Geldbedarf der Eisenbahnen ist dadurch nicht beseitigt: mit wirklich eiserner Konsequenz meldet er sich im Voranschlag für 1908/09 wieder. Der Staat hat siebenzehn Eisenbahnunternehmen, die zusammen 4650 Kilometer in Betrieb haben, Privatgesellschaften genommen und dafür 424 Millionen Yen gezahlt. Bekannt sind die Vorgänge, die sich bei der Finanzierung der südmandschurischen Eisenbahngesellschaft abspielten. Das Grundkapital der Bahn beträgt 200 Millionen Yen. Davon hat der japanische Fiskus 100 Millionen für sich behalten; die anderen 100 Millionen können von Japanern und Chinesen erworben werden. Der Staat garantiert auf fünfzehn Jahre eine Dividende von je 6 Prozent; als 20 Millionen Yen dieser Aktien in Tokio zur Zeichnung aufgelegt waren, wurden 22 000 Millionen subskribiert; eine eishunderterfache Ueberzeichnung haben europäische Konverten noch nicht geleistet. Selbst Baron Gichi Sibusawa, der kundigste Finanzmann des Landes, konnte vor diesem Erfolg das Gesicht nicht wahren.

Keine Wirtschaftskrise; nur eine Effektenkrise: damit möchte man die Leidtragenden trösten. Aber die Krise reicht über den immerhin noch engen Kreis des Wertpapierhandels hinaus. Die Kurse der japanischen Bank-, Eisenbahn- und Industriefaktien sind beträchtlich gefallen (Bank von Japan um 400 Yen pro Stück im Verlauf eines Jahres; Yokohama Specie Bank stiegen 200 Yen ein; Tokio Straßenbahn 100 Yen); auch die Anleihen sind sehr zurückgegangen (die in Berlin notirten 4½- und 4prozentigen Japaner stehen heute 8 und 10 Prozent unter ihrem höchsten Kurs). Die Hauptsache ist aber, daß die wirtschaftliche Entwicklung über die Finanzkraft hinausgegangen ist. Früchte, sagt Wislizenus, reifen nicht unter Lampenlicht. Auf solche künstliche Mittel haben die Japaner aber gehofft. Ein Land, dessen Wohlstand von dem Ausfall der Reis- und Seidenernten abhängt, darf sich nicht die Kräfte eines modernen Industriestaates zutrauen. Die japanische Industrie hat sich nicht so entwickelt, wie selbst die Engländer glaubten, die den gelben Allierten am Liebsten jetzt den Weltmarkt sperren möchten. Der japanische Außenhandel hat im Jahr 1907 mit 926 Millionen Yen die höchste Ziffer erreicht; aber der Uberschuß des Exports über die Einfuhr, den das Jahr 1906 gebracht hatte, ist wieder verschwunden, die Handelsbilanz wieder passiv geworden. Der Außenhandel hat aber Dimensionen, die in den Rahmen der Landesfinanzen nicht passen. Im Jahr 1903 betrug die Staatsschuld neun Zehntel der Gesamtsumme des Außenhandels; heute ist sie ungefähr um den 2½fachen Betrag höher. Japans wichtigster Exportartikel ist Seide. Im Jahr 1906 stand es mit einer Ausfuhr von über 100 000 Ballen an der Spitze aller Seidenexportländer. Nun ist ein Rückschlag gekommen; die Hauptabnehmer des Inselreiches, China und Amerika, sind selbst von Krisen heimgesucht. Auch hat das Sinken des Silberpreises den Händlern, die mit China zu thun haben, große Verluste gebracht. Daß China an Japan in Silber zahlt,

ist ein Ueberbleibsel aus der japanischen Popszeit, aus den Tagen, da es, wie der Stammesgenosse in der Stadt der hundert Thore, Silberwährung hatte. Die wurde 1897 abgeschafft; die Chinesen nahmen von der veränderten Währung des Nachbars offiziell aber nicht Kenntniß und zahlen weiter in Silber. Japan ist eben auch mit der Modernisirung seiner Saluta zu rasch vorgegangen. Unter lauter Silberländern die Vorhut des Goldes in Ostasien zu halten, ist seine Kleinigkeit. Um sich auf diesem schwierigen Posten zu behaupten, muß man seiner Finanzbasis sehr sicher sein. Diese Sicherheit fehlt im Inselreich. Die Bank von Japan, das Centralnoteninstitut, darf Banknoten ausgeben, die durch einen gleich großen Bestand an Gold oder Silber gedeckt sein müssen. Ueber den metallisch gedeckten Notenumlauf hinaus dürfen weitere Appoints bis zum Betrag von 120 Millionen Yen emittirt werden, die durch Staatsschuldscheine, Schatzwechsel oder andere sichere Werthpapiere gedeckt sein müssen. Da wurde dem amerikanischen Vorbild nachgestrebt. Dieses Notenkontingent, das man dem steuerfreien Betrag bei der Deutschen Reichsbank vergleichen kann, wollte der Finanzminister Sakatani erweitern, um den Umlauf, der den Ansprüchen nicht genügt, elastischer zu gestalten. Aber der Minister konnte seinen Reformplan im Rath der Alten nicht durchsetzen und fiel. Die an sich gut organisirte japanische Staatsbank, deren Goldvorrath im Durchschnitt 60 Prozent der Notencirculation beträgt, war auf eine so rasche Wirtschaftsentwicklung nicht vorbereitet. Die Hüttenwerke, Eisengießereien, Werften, Papierfabriken, Zuckerraffinerien würden wahrscheinlich recht gut rentiren, wenn ihnen nicht der Dampf oder das Geld ausgegangen wäre, noch bevor sie überhaupt richtig in Schwung gekommen waren. Nur die japanische Seidenindustrie hat sich auf dem Weltmarkt vornan gehalten. Aber Luxusartikel sind auf wohlhabende Abnehmer angewiesen. Krisis in China und Nordamerika; und gern kauft der Yankee seit dem kalifornischen Weizänk auch nicht von dem Japaner. Der politische Ehrgeiz ist die gefährlichste Witzgist des gelben Mannes aus Nippon. Er glaubt sich an Intelligenz, Leistungsfähigkeit und Thatkraft dem Mitteleuropäer gleich und bedenkt nicht, wie klein das Land, wie arm das Volk der aufgehenden Sonne ist. Wir kennen Japan aus den reizvollen Schilderungen des Engländers Rascadio Hearn. Die Landschaft ein Paradies; die Fabrik eine Hölle. Die japanischen Webereien und Spinnereien sind mit ihren Arbeiteranrichtungen noch weit unter dem Durchschnittsniveau eines wirklichen Industriestaates und selbst für das Land der Bedürfnislosigkeit eine Schmach.

Lüthiges hat die japanische Schifffahrt geleistet; besonders die größte Rheberei des Landes, die Nippon Yusen Kaisha, deren Konkurrenz auch den großen deutschen Schifffahrtsgesellschaften so fühlbar geworden ist, daß sie ein Abkommen nöthig fanden. Da verühren sich deutsche und japanische Interessen direkt. Eine zweite Tangente wird durch die geschäftliche Verbindung der Deutsch-Asiatischen Bank mit dem größten japanischen Kreditinstitut, der Yokohama Specie Bank, hergestellt, der das deutsche Institut vielfach als Agentin dient. Die Yokohama Bank arbeitet mit einem Grundkapital von 24 Millionen Yen, ist die Centralstelle des japanischen Außenhandels und von dessen Einbußen natürlich mitbetroffen. Wenn China sich erholt und die Vereinigten Staaten sich über Japan nicht mehr ärgern, wird diesem Rückgang wohl wieder ein Fortschritt folgen. Die Hauptfrage bleibt aber, ob der innere Markt des Mikadoreiches sich erweitern wird. Ein rentabler Krieg scheint jetzt nicht möglich; also müßte der Rath der Alten sich entschließen, die Rüstungen einzuschränken.

Padon.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 675 Direktion.

" 2943 Kasse u. Effektenabteilung.

" 2944

" 2945 Kuxenabteilung.

" 2946

Telegramme: Ulrichs.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

Circus Busch

am Bahnhof Börse

Täglich Abends 7½ Uhr.

Auf der Hallig

Original Manege-Schaustück des Circus Busch.

Besonders hervorzuheben: Riesen-Illusions-Akt unter Wasser.

Bros. Clankonians. Austral. Holzäller. Jokada-Truppe (Japaner, 12 Pers.)

Allen die sich matt und elend fühlen,

nervös und energielos sind, gibt Sanatogen neuen Lebensmut und Lebenskraft. Von mehr als 4000 Professoren und Aerzten glänzend begutachtet. Zu haben in Apotheken und Drogerien. Broschüren gratis und franko durch Bauer & Cie., Berlin SW. 48.

Restaurant Splendid Hôtel Dorotheenstrasse 92/93.

Julius Luthardt früherer Oekonom v. F. W. Borchardt.

Beste deutsche und französische Küche. (Stadtküche.)

Urquell.

Tafel-Musik bis 1 Uhr.

Siechen.

Karn-Orgel-Harmoniums

in allen Grössen und allen Preislagen. Eigenes erstklassiges Fabrikat. Ueber 56 Tausend im Gebrauch.

Europäisch.

Zweighaus

D. W. Karn, Hamburg 36.

Gegr.
1880.

Otto A. Koch Nachf.

Inhaber

Berlin C2., Spandauer-Brücke 8.

Elegante Damenhüte

Auswahlendungen auch nach Ausserhalb. Referenzen erbeten!



Der orthozentrische Kneifer, D. R. P. angem., ärztlich empfohlen und eine Wohltat für jeden Gläsertragenden, ist **nur** bei der Firma

Orthozentrische Kneifer-Gesellschaft m. b. H.,

Potsdamerstrasse 132 nahe Potsdamerplatz erhältlich.

Vorsicht! nicht Ecke Eichhornstrasse!

Oster-Sonderfahrt nach dem Orient und Palästina

mit dem
Doppelschrauben-Dampfer
„Meteor“.

Abfahrt von Venedig 8. April.

Besucht werden die Höfen: Malta, Alexandria
(Kairo, Nil, Pyramiden von Gizeh und Sakkarah,
Memphis etc.), Beirut (Beirut resp. Damaskus),
Basta (Jerusalem, Hebräen, Jericho, Jordan,
Totes Meer etc.), Sidon (Sidon), durch den Kanal
von Sues nach Korfu, durch die Straße von
Messina nach Palermo (Montreale), Napoli
(Vesuvius etc.), Genua. Aufenthalt in Genua 12. Okt.
Reise dauert 34 Tage.
Fahrpreis von Wfr. 1000 an aufwärts.



Dieses Abheft enthalten die Prospekte.

Hamburg-Amerika Linie, Hamburg,
Abteilung Vergnügungsreisen.

Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30, Mollendorfsplatz 7.

Soeben erschien:

Harden im Recht?

Eine Betrachtung von Frank Wedderkopp.

Preis: 50 Pf.

5 Bogen. 8°.

Preis: 50 Pf.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei der Verlagsbuchhandlung
Paul Cassirer, Berlin W., Victoriastr. 35 betreffend

L. Corinth. Das Erlernen der Malerei.

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Aus welchem Grunde

rasieren Sie sich noch nicht selbst?



Zeit- u. Geld-
ersparnis.

Wenn Sie wüssten!

wie bequem u. ange-
nehm das Rasieren mit

Raschet

ist, würden Sie ihn
längst besitzen. :: ::

Im Gegensatz zu der bisherigen Art des
Rasierens, wird stets ein sanftes und glattes
Ausrasieren, ohne Brennen, auch dem
Ungeübtesten möglich. ::

Verletzen unmöglich. ::

Raschet versilbert, mit
4 Klingen u.
automatischen Abzieh-
apparat in elegantem
Elais
kostet **12 Mk.**



Zu
haben in allen
Stahlwarenhandlungen.
Wenn nicht, direkt vom

Razor-Article-Special-House **Hamburg D**
Henry Faure, Neuerwall 34.

Ewig jung

bleibt ein Gesicht mit **weißem rosigem Teint**, **zarter samet-
weicher Haut** sowie **ohne Sommerprossen** und **Hautunreinig-
keiten**, daher gebrauche man die echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von **Sergmann & Co., Radebeul**, à Stk. 50 Pf. überall zu haben.

Sanatorium Dr. Hauffe **Ebenhausen**
Obb. bei München

Physikalisch-diätetische Behandlung

für Kranke (auch bettlägerige, beschränkte Krankenzahl) Rekonvaleszenten u. Erholungsbedürft.

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7½ Uhr.

Freitag, den 6./3. **Die Räuber.**
Sonnabend, den 7. und Sonntag, den 8./3.

Der Kumpagnon.

Montag, den 9./3. Was ihr wollt.

Kammerspiele.

Freitag, den 6., Sonnabend, den 7. u. Sonntag,
den 8./3. Abends 8 Uhr.

Lysistrata

Montag, den 9./3. 8 U. Gyges u. sein Ring.
Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Friedr. Wilhelms Schauspielhaus

Freitag, den 6., Sonntag, den 8./3. Abds 8 U.

Hasemanns Töchter

Sonnab., den 7. u. Montag, den 9./3. Abds. 8 U.

Lokomotivführer Claussen

Sonntag, Nachm. 3 U. Nachtschl.
Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Das muss man seh'n!

Grosse Revue in 4 Acten (14 Bildern) von Jul. Freund. Musik von Victor Hoffmann

Guido Thielscher a. D. Jos. Giampietro.
R. Darmand a. D. Henry Bender Fritz Massary
Jos. Josephl Fritz Schenke usw.

Cabaret

Roland v. Berlin

Potsdamerstr. 127

Direktion: **Schneider-Duncker**

Tägl. 11—2 Sonntag 8—11

Hotel und Café

Dorotheenhof

Weingrosshandlung.

Direktion: Richard Zernik

Berlin NW. 7, Dorotheenstr. No. 22 und Eingang Georgenstr. No. 24,
neben dem Wintergarten.

„Arkadia“.

Hohenzollernstr. 55—57.

Im neubauten

Reunions:

„Moulin rouge“

Sonntag, Mittwoch,

Freitag.

Ägertenstr. 65 a.

Reunions: Montag, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. II, Königgrätzer-Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

Terrains, Baustellen, Parzellierungen.

I. u. II. Hypotheken, Bauselder, bebaute Grundstücke.

Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,00 Mk.

Berliner-Theater-Anzeigen

Gebr. Herrnfeld-Theater, Kommandantenstr. 57.

Heute und folgende Tage Abends 8 Uhr:

Die Anton und Donat
Herrnfeldsche Novität

Salomonisches Urteil

Ein Nachspiel zu „Papa und Genossen“
Beide Stücke mit den Autoren Anton und Donat Herrnfeld in den Hauptrollen.
Vorverkauf täglich von 11—2 Uhr (Theaterkassen).

Kleines Theater.

Freitag, d. 6., Sonnabend, d. 7., Sonntag, d. 8.,
Montag, d. 9., Dienstag, d. 10./3. Abds. 8 Uhr.

2 mal 2 = 5.

Sonntag, d. 8./3. Nachm. 3 U. Mandragola.
Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Neues Operetten-Theater Schiffbauerdamm 25.

Donnerstag, den 5./3. Eröffnung.
Freitag, den 6. u. Sonnabend, den 7./3. 8 U.

Der Opernball.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Theater Folies-Caprice Mal was Anderes

Revue mit Gesang in 3 Bildern.

Neu! Jeunesse dorée. Paragraph 343. Anfang 8 Uhr.

Victoria-Café Unter den Linden 46 Größtes Café der Residenz Sehenswert.

In dritter Auflage erschienen soeben:

Memoiren
der Königl. Preussischen Prinzess
Friederike Sophie Wilhelmine
Schwester Friedrichs des Grossen
Markgräfin von Bayreuth
Von ihr selbst geschrieben. Mit Porz. 2 Bde.
470 Selt. M. 5. — Origbb. M. 6.50.
Russische Grausamkeit
Einst und Jetzt. Von B. Stern.
Ein Kapitel aus der Geschichte der
öffentl. Sittlichkeit in Russland.
207 Seiten mit 11 Illustrat. M. 6. —, geb. M. 7. —
Ausführliche Verzeichnisse üb. kultur-
und sitzungsgeschichtl. Werke gratis u. franko.
H. Barsdorf, Berlin W. 30, Landskulerstr. 2.

Lustspielhaus in Berlin

Freitag, den 6., Sonnabend, den 7., Sonntag
den 8., Montag, den 9., Dienstag, den 10./3. 8 U.

Panne

Sonntag, den 8./3. Nachm. 3 Uhr
Ein toller Einfall.
Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.
Dir. Rud. Nelson. Tgl. 11—2 Uhr.

Edmund Edel

Berliner Satyren u. Karikaturen.

FOLIES-BERGÈRE

Tel. 1. 4739 Jägerstr. 63a

9 1/2 Uhr:

Guerrero

Preise der Plätze: 6, 5, 4, 3, 2 Mk.
Anfang 8 1/2 Uhr.

Antiquitäten

aus Japan und China, sehr gute alte Stücke
unter der Hand billig zu verkaufen. Wer
Beschreibung wünscht wolle seine Adresse
unter J. D. 793a an Rudolf Mosse,
Berlin SW. senden.

Stottern

de zahlen 3—6 Monate
nach Heilung, best. Ga-
rantie. C. Buchholz,
Hannover 2, Nordstr. 14.
Personen der besten Gesellschafts-
kreise können sich durch gelegentl.
unauffällige
Mitarbeit gute Nebeneinnahme versch.
unt. Olfert „Discretion“ Berlin W. 30.

Achtunddreißigster Jahresbericht der

Commerz- und Disconto-Bank,

Hamburg—Berlin

für das Geschäftsjahr 1907.

Während das Jahr 1907 in seinem Beginn noch im Zeichen der Weltkonjunktur stand, brach sich später in weiteren Kreisen die Erkenntnis Bahn, daß das Steigen aller Preise und die ungewöhnliche Höhe der Zinssätze einschränkend auf den Warenbedarf wirken müsse.

Wie das Inland, hatte auch das Ausland mit schwierigen Geldverhältnissen zu kämpfen. Nach einander waren Börsen- und Handelskrisen über Ägypten und Chile, dann über Holland und Italien hereingebrochen; Amerika hatte schon im Frühjahr einen starken Rückgang seiner Börsenwerte zu verzeichnen. Als nun im Oktober eine schwere Geldkrise das ganze amerikanische Wirtschaftsleben heimsuchte, vermochten sich deren verderblichem Einfluß die bereits aufs höchste angespannten europäischen Märkte nicht zu entziehen. Die starken Goldentnahmen Amerikas schwächten die Umlaufsmittel und zwangen die Bank von England zu wiederholten Diskonterhöhungen, denen die Deutsche Reichsbank zum Schutze ihres Goldbestandes umsomehr folgen mußte, als auch die in Deutschland vorhandenen ausländischen Guthaben in großen Summen in die Heimatländer zurückgezogen wurden.

So heftig auftretende Erschütterungen und ein so plötzlicher Umschlag in der Konjunktur mußte dem Zusammenbruch einzelner Unternehmungen herbeiführen. Umso erfreulicher ist es, daß Deutschlands Handel und Industrie im allgemeinen sich dem Ereignissen gewachsen zeigten.

Die Börse litt andauernd unter dem Druck der mäßigen Geldverhältnisse. Einer lebhaften Emissionstätigkeit während der ersten Monate des Jahres folgte ein allgemeiner Stillstand des Geschäftes. Der fortgesetzte Rückgang der meisten industriellen Werte und namentlich unserer einheimischen Anleihen kostete schwere Opfer. Große Geldbedürfnisse von Staaten, Städten und gewerblichen Unternehmungen aller Art mußten unter diesen Umständen in das neue Jahr herübergenommen werden und verhindern auch jetzt noch eine durchgreifende Erleichterung des Geldmarktes.

Noch immer ist die notwendige Abänderung des Börsengesetzes nicht erfolgt; es wäre zu wünschen, daß der Entwurf der Börsengesetzreform in der jetzt vorliegenden Fassung eine baldige Verabschiedung erfährt, da die vorgeschlagenen Aenderungen der bestehenden Gesetze das meiste Teil, dessen die Börse zur ersprießlichen Entwicklung bedarf.

Der Jahresdurchschnitt des Reichsbankdiskonts stellte sich auf 6,0%, gegen 5,1% in 1906; die entsprechenden Zahlen für den Berliner Privatskonts sind 5,1% gegen 4,0%.

Wenn auch die geschiedenen Verhältnisse auf unser Gesamtergebnis ungünstig einwirken mußten, so hat doch das einheimische Konto-Korrentgeschäft, namentlich in unsern Depositenkassen, eine erfreuliche Weiterentwicklung erfahren. Der Erhöhung des Zinskontos um ca. M. 80.000.— und des Provisionskontos um ca. M. 300.000.— steht ein Mindergewinn auf Effekten- und Konsortial-Konto von ca. M. 940.000.— und auf Devisenkonto von M. 170.000.— gegenüber. Die Mehrausgabe auf Unkontokonto findet ihre Begründung darin, daß wir im Berichtsjahre unsere Filiale in Hannover eröffnet, unsere Abteilung in Kiel zu einer Filiale erweitert und ihr eine Depositenkasse angegliedert, sowie in Berlin 5, in Hamburg 3 und in Neumünster 1 Depositenkasse neu eröffnet haben.

Mit der Fertigstellung einiger jetzt in der Einrichtung befindlicher Kassen wird der Ausbau unseres Depositenkassen-Netzes vorläufig seinen Abschluß finden.

Unser Reingewinn wird durch größere Abschreibungen und Rückstellungen auf zweifelhafte Forderungen ungünstig beeinflusst. Unter anderem hatten wir Adolf C. Eberbach einen größeren gedeckten Kredit gewährt, den wir nach den damaligen Verhältnissen für vollkommen gesichert halten durften. Durch die bekannten Vorgänge ist ein Teil unserer Sicherheiten im Werte vermindert worden. Ferner traf uns der allgemein überraschende Zusammenbruch des Bankhauses Haller, Söhne & Co., dessen Akteure wir von zwei in den Sturz der Firma verwickelten Geschäftsfreunden heringekommen hatten.

Die Abschreibungen auf Außenstände im Betrage von M. 437.000.— und die Rückstellung von M. 800.000.— als Konto-Korrent-Reserve haben wir vorsichtig bemessen und hoffen, daß der letztere Betrag nicht voll in Anspruch genommen werden wird.

Unsere Kieler Filiale, welche am 28. November 1907 ihr neues Gebäude bezog, hat ein gutes Ergebnis gebracht.

Die Entwicklung unserer Filiale Hannover entspricht unseren Erwartungen. Der Gewinn aus unseren Kommanditbeteiligungen bei den Firmen J. Dreyfus & Co. in Frankfurt a. M. und S. Kaufmann & Co. in Berlin ist etwas geringer als im Vorjahre.

Der Gesamtsatz auf einer Seite des Hauptbuches im Jahre 1907 betrug M. 24 504 932 104,58.

Die hauptsächlichsten Konten zeigen folgende Umsätze:

Kassa und Reichsbankguthaben.

Kassa-Bestand, Guthaben bei der Reichsbank und bei der Bank des	
Berliner Kassen-Vereins am 31. Dezember 1906.....	M. 11 960 261,65
Zugang im Laufe des Jahres 1907	• 4 690 404 627,42
Abgang im Laufe des Jahres 1907	M. 4 672 354 589,07
.....	• 4 664 610 420,02
mithin Saldo am 31. Dezember 1907	M. 7 744 430,05

Sorten und Zinsscheine.

Bestand am 31. Dezember 1906.....	M.	1 075 762,57
Zugang im Laufe des Jahres 1907	„	106 128 364,36
	M.	107 204 126,91
Abgang im Laufe des Jahres 1907	„	106 419 213,03
mithin Bestand am 31. Dezember 1907	M.	784 913,90

Wechsel.

Bestand am 31. Dezember 1906.....	M.	85 096 614,27
Zugang im Laufe des Jahres 1907	„	3 940 618 803,41
	M.	4 025 715 617,68
Abgang im Laufe des Jahres 1907	„	3 960 346 868,36
mithin Bestand am 31. Dezember 1907	M.	65 368 754,30

Effektengeschäft und Konsortialbeteiligungen.

Der aus dem Jahre 1906 übernommene Bestand betrug	M.	44 379 113,59
Zugang im Laufe des Jahres 1907	„	965 825 613,90
	M.	1 000 154 734,49
Abgang im Laufe des Jahres 1907	„	962 767 222,76
Saldo Ende 1907	M.	47 397 516,73
per 31. Dezember 1907 im Werte von	„	47 450 766,15
woraus sich ein Gewinn ergibt von	M.	53 248,42

Der vorsehend verrechnete Bestand von M. 47 450 766,15 besteht aus folgenden Werten

Deutsche Staats-, Stadt- und Kreis-Anleihen in 42 Gattungen.....	M.	6 621 492,77
Erstklassige ausländische Staats- und Stadt-Anleihen in 31 Gattungen ...	„	1 698 600,96
Hypotheken-Pfandbriefe, Eisenbahn-Obligationen und Obligationen industrieller U. nternehmungen in 65 Gattungen	„	2 483 122,77
Bank- und Eisenbahn-Aktien in 17 Gattungen	„	5 330 976,50
Industrie-Aktien und Anteile an industriellen U nternehmungen in 109 Gattungen	„	13 348 468,90
	M.	29 481 761,89
19002 Stück Aktien der London and Hanseatic Bank, Limited in London mit Lstr. 10,— Einzahlung = Lstr. 193 020,— à 20.40 M. 3 937.68.—		
4826 Stück junge Aktien à Lstr. 12,— = Lstr. 57 912,—		
à 20.40	„	1 181 405,—
	„	5 119 013,—
Konsortialbeteiligungen	„	12 849 991,26
	M.	47 450 766,15

Kontokorrent-Geschäft.

In demselben waren angelegt am 31. Dezember 1906	M.	19 336 581,14
Umgesetzt wurden im Laufe des Jahres 1907 im Debet	„	13 964 924 272,24
	M.	14 004 229 853,38
und im Credit	„	13 976 402 166,08
also blieben Ende 1907 ausstehend	M.	27 827 748,30
Der Saldo von M. 27 827 748,30 ergibt sich wie folgt:		
Guthaben bei Banken und Bankiers	M.	13 254 116,56
Reports und Lombards	„	37 981 871,50
Debitoren	„	165 931 601,50
	M.	217 167 589,56
Avaldebitoren	„	14 002 354,14
	M.	231 259 943,70
abzüglich Kreditoren:		
auf feste Termine	M.	108 729 911,58
in laufender Rechnung	„	80 618 529,68
Avalverpflichtungen	„	203 432 196,40
	M.	27 827 748,30

Das Akzepten-Konto

welst Ende 1906 einen Saldo aus von	M.	69 124 094,42
Abgenommen wurden für Rechnung der Kundschaft im Laufe des Jahres 1907	„	284 049 011,59
	M.	353 173 106,01
Eingelöst wurden	„	296 297 720,89
sodaß am 31. Dezember 1907 im Umlauf waren	M.	57 875 385,12

Wir beantragen, den vorhandenen Reingewinn von

M. 6 036 224,96

wie in der Gewinn- und Verlust-Rechnung vorgeschlagen, zu verwenden, und demgemäß auf das Aktienkapital von M. 85 000 000,— eine Dividende von 5 1/2 % zu verteilen.

Hamburg, im Februar 1908.

Der Vorstand.

Grosse Berliner Strassenbahn.

Bilanz am 31. Dezember 1907

Aktiva.		ℳ	ℳ
Konto Bau des Gesamt-Bahnkörpers	ℳ	59 629 435.08	
Konto Bau sämtlicher Bahnhöfe und Werkstätten	ℳ	20 964 746.15	
Wagen-Konto	ℳ	34 537 569.53	
	ℳ	115 131 741.76	
Abschreibung	ℳ	1 50 000.—	113 781 741.76
(Außerdem sind noch abgeschrieben für 1907 auf Bahnkörper, Bahnhöfe, Werkstätten und Wagen ℳ 200 000.—, welche dem Bahnkörper-Amortisationsfonds überwiesen sind).			
Maschinen-Konto nach Abschreibung von	ℳ	21 441.07	192 969.63
Mobilen-Konto nach Abschreibung von	ℳ	13 492.76	1 —
Utensilien-Konto	ℳ	14 380.—	1 —
Pferde-Konto nach Abschreibung von	ℳ	255 487.91	2 332 480.60
Geschirre-Konto	ℳ	10 004 358.24	10 004 358.24
Bekleidungen-Konto nach Abschreibung von	ℳ	23 274.12	23 274.12
Inventuren-Konto, Bestände an Materialien und Futter	ℳ	571 551.12	571 551.12
Konto-Korrent-Konto, Verschiedene Guthaben	ℳ	5 739 373.30	18 521 142.70
Kassa-Konto, Bar am 31. Dezember 1907	ℳ	275 009.25	275 009.25
Konto Kautionen bei Behörden, bei diesen hinterlegt	ℳ	313 000.—	313 000.—
Effekten- und Dokumente-Konto, Effekten und Hypothekenbestände:			
als Anlage des Reservefonds		380 000.—	380 000.—
und des Bahnkörper-Amortisationsfonds			
Effekten des Beamten-Kautionsfonds			
Nicht begebene 3 1/2% Obligationen			
Nicht begebene 4% Obligationen			
		152 135 305.72	152 135 305.72

Passiva.		ℳ	ℳ
Aktien-Kapital-Konto		100 052 400.—	100 052 400.—
3 1/2% Obligationen-Kapital-Konto		4 645 300.—	4 645 300.—
4%		899 000.—	899 000.—
Hypotheken-Konto		1 721 000.—	1 721 000.—
Dividenden-Konto, Noch unbenohene Dividenden		10 552.50	10 552.50
3 1/2% Obligationen-Auslosungs-Konto, Unbenohene Obligationen und Zinsen		44 537.50	44 537.50
3 1/2% Obligationen-Zinsen-Konto, Zinsen per 1. Oktober bis 31. Dezember 1907		37 907.65	37 907.65
Reservefonds-Konto		9 328 879.06	9 328 879.06
Bahnkörper-Amortisationsfonds-Konto		18 736 325.18	18 736 325.18
Beamten-Kautionen-Konto		288 853.50	288 853.50
Kontokorrent-Konto, Verschiedene Gläubiger und Barkautionen		1 845 575.03	1 845 575.03
Erneuerungsfonds-Konto I		3 479 195.59	3 479 195.59
Erneuerungsfonds-Konto II		1 110 770.48	1 110 770.48
Gewinn- und Verlust-Konto		9 890 009.23	9 890 009.23
		152 135 305.72	152 135 305.72

Gewinn- und Verlust-Konto am 31. Dezember 1907.

Soll.		ℳ	ℳ
Hypotheken-Zinsen-Konto		68 941.75	68 941.75
3 1/2% Obligationen-Zinsen-Konto		17 584.15	17 584.15
4% Obligationen-Zinsen-Konto		28 820.—	28 820.—
Gesamt-Abschreibungen		1 854 798.74	1 854 798.74
Abgaben an die Gemeinden		2 561 297.63	2 561 297.63
Erneuerungsfonds-Konto I. Zuweisung aus den Betriebseinnahmen nach § 39 des Statuts		1 975 000.—	1 975 000.—
Erneuerungsfonds-Konto II. Zuweisung aus 1907		360 000.—	360 000.—
Saldo, Reingewinn		9 890 009.23	9 890 009.23
		16 918 551.50	16 918 551.50
Haben.		ℳ	ℳ
Gewinn- und Verlust-Konto, Gewinns-Vortrag aus 1906		22 730.23	22 730.23
Interessen-Konto, Eingenommene Zinsen		558 448.99	558 448.99
Betriebs-Konto sämtlicher Linien:			
Die Einnahmen betragen	ℳ	31 592 440.69	
Die Ausgaben betragen	ℳ	20 255 066.41	
		16 337 374.28	
		16 918 551.50	

Berlin, den 4. Februar 1908

Die Direktion.

gez. Dr. Mücke, gez. von Kühlewein, gez. Koshler, gez. Meyer.

Nach vorgenommener Prüfung der Belege und Bücher der Gesellschaft beschließen wir hiermit die ordnungsmässige Führung des Bücher und die Übereinstimmung der vorstehenden Bilanz, sowie des Gewinn- und Verlust-Kontos mit denselben.

Berlin, den 4. Februar 1908.

gez. C. F. W. Adolph, gerichtlich vereidigter Bücherrevisor. gez. Zwickau, Bücherrevisor.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 61. Bande der „Zukunft“

(Nr. 1—15. I. Quartal des XVI. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum
Freie von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt
vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a
entgegengenommen.

Ein Auch Weiterkuren.
Zimmermann
Sanatorium Dr. Külz
 Neuenahr Prospekte etc.

Nervenschwäche der Männer
 Ausführliche Prospekte
 mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten
 gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
 Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 74.

Diabetes-Bauer
 Koeztchenbrada-Dresden.
 Sommer- und Winter-Kuren.

Magnetische Heilpraxis.
 Ausführliche Prospekte gratis und franko.
R. Richter,
 Dresden A. 18. Büschplatz 18

Kein Kranker und Nerven-
 schwacher lasse die
Elektrische Kuren
 unversucht von
J. G. Brockmann
 Dresden, Neuzsitzstr. 6. Pst. 1.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee,
 Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Cabinet-Comet
Graeger
Sect
 Gold & Silber
 Zu beziehen durch die Weinhandlungen
Carl Graeger
 Sekt-Kellerei
 Hochheim a. M.

Dr. Möller's Sanatorium
 Brosch. fr. Dresden-Loschwitz, Prosp. fr.
Diatel. Kuren nach Schroth.

Müller

müssen die meisten Akademiker, Beamte, Lehrer etc., die eine in der Schule erlernte lebendige Sprache im praktischen Leben verwenden wollen. Das fällt schwer, wird aber leicht durch das Studium weltbek. Selbstunterrichts-Briefe

Ausführliche Literatur über die besten Systeme und deren Anwendung kostenfrei durch

M. Kupferschmid
 Spezialhaus für fremdsprachl. Unterrichtswerke
 München 93

Geschäftliche Mitteilungen.

Elektrische Kuren. In neuester Zeit ist von ganz neuen Gesichtspunkten aus die Elektrizität wieder in den Dienst der leidenden Menschheit gestellt worden. Diesmal war es nicht die Medizin, sondern die Naturheilkunde, von welcher mit Erfolg hier neue Bahnen beschritten wurden. Die leitende Grundidee war dabei die, dass der menschliche Körper ein einheitliches Ganzes ist, dessen einzelne Glieder und Teile nicht für sich allein abgeschlossene Gebilde darstellen, sondern nur vom Centralnervensystem nach bestimmten Gesetzen geleitete Teile eines einheitlichen Ganzen sind. Wie bei jedem Körperteil seine in Funktion erhaltenden Nervenverbindungen bis in das Centralnervensystem zu verfolgen sind, sodass das Fundament aller Funktionskraft der verschiedenen Körperteile einzig und allein in diesem Centralnervensystem zu suchen ist, so liegt es auf der Hand, dass auch durch besondere Behandlung des Centralnervensystems jedes Körperteil so beeinflussen möglich sein muss, wodurch dann jede bisher übliche lokale Anwendungsweise ausgeschlossen und nur eine, jedem Körper anpassbare Allgemeinbehandlung in allen Krankheitsfällen erforderlich ist. Seit vierzehn Jahren übt der weitbekannte Vertreter der arzneilosen Heilweise **J. G. Brockmann**, früher in Leipzig, jetzt in **Dresden**, nach diesem Grundsätzen seine elektrischen Kuren aus, die bereits von verschiedenen Blättern wiederholt anerkennende Besprechungen erfahren haben. Die durch zahlreiche Dankschreiben aktenmäßig bewiesenen Erfolge zeigen zweifellos, dass wir es hier mit einem Fortschritt in der Naturheilkunde zu tun haben, wie wir einen solchen seit langer Zeit nicht erlebt haben. In seinem Werke: „Die Naturheilkunde“ (Verlag A. H. Payne, Leipzig-R.) beschreibt der Verfasser eingehend diese elektrischen Kuren. Da dieses Buch nach verschiedenen Richtungen hin, wie die vielen darüber veröffentlichten Gutachten beweisen, wertvoll ist, so sollte dasselbe in keiner Familie fehlen, zumal es nur **M. 5. —** kostet und für alle Krankheitsfälle ein zuverlässiger Ratgeber ist, der durch seine kurzgefasste, klare Darstellungsweise alle ähnlichen Bücher weit übertrifft.

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungsscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. P. Müller's Schloss Rheinfeld, Bad Godesberg a. Rh.
 Moderates Spezialsanatorium.
 Aller Comfort. Familienleben.
 Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.

ALKOHOL

OPEL

Rüsselsheim ^aM.
 Nähmaschinen
 Fahrräder
Motorwagen
 Man verlange Preisliste.

Die vornehmste englische Cigarette:

DE RESZKE CIGARETTES

Erhältlich in allen Geschäften
der Firma:**Krüger & Oberbeck**

Deutsche Seemanns- Schule

Hamburg-Waltershof

Praktisch-theoret. Vorbereitung u. Unterbringung seelastiger Knaben. Prosp. durch die Direktion.

Dr. med. Werter

zeigt in seiner neuen erschienenen Schrift, die für 55 Pf. im gesch. neuen Brief (postwärts 70 Pf.) durch J. Neuretz & Co., Berlin N.O. 18, a. zugestellt wird; wie der geschw. Mann neue Lebensfreude gewinnen u. sein Nerven-System wie er kräftig kann.

Vornehme Menschen, Lebenströme und Blasierte schreiben an P. P. L.: 1. Freudig ersaunt und beglückt von dem ermutigenden, fesselnden, gedankenreichen Charakterbild, das mir gute Dienste leistet. 2. Ihre eigenartige Wissenschaft steht freilich hoch über der landesüblichen Graphologie. Die von Ihnen gezeichneten Charakter-Portraits verhalten sich zu den Erzeugnissen jener wie die Meisterwerke eines bildenden Künstlers zu den Nachwerken eines Süßopers. 3. Ihre Kunst ist durchaus Original. Sie leuchten gleichsam wie mit einem Scheinwerfer in die dunkelsten Tiefen des Seelenlebens. 4. Vor etwa 7 Jahren hatten Sie die Güte, eine Reihe von psychographologischen Arbeiten für mich anzufertigen. . . . Sie sind mir allezeit tröstende, mahnende, stärkende, belehrende Freunde gewesen. . . . P. P. L. liefert seit 1890 grosszügige Seelen-Analysen, „Deutungen“ im profanen Sinne schliesst seine durchaus vornehme psychologische Praxis aus. Denkende Menschen, die Nützliches tiefer verstehen und gerne fördern, empfangen gegen 20 Pf. Porto im Doppelbrief: „Broschüre und Honorarbedingungen für Charakterbeurteilungen nach einzusendenden Schriftstücken von eingetragener oder von Freundeshand etc. Adresse P. Paul Liebe, Schriftsteller, Augsburg 1.

BERLIN DER KAISERHOF

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF FIVE O'CLOCK-KONZERT 4-8.

Soeben erschien:

Wissenschaftliche Hypothesen über Leib u. Seele.

Vorträge,
gehalten an der Handelshochschule zu Köln von
Benno Erdmann.

Preis: Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Aus dem Inhaltsverzeichnis: Die Bewußtseinsvorgänge in den Menschen und in den Tieren. Kritik des psychologischen Materialismus. Darstellung und Kritik des Spiritualismus. Der psychophysische Parallelismus usw.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom
Verlag der **M. DuMont-Schauberg'schen**
Buchhandlung in Köln.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend, 2 Bände à Mark 2.—.

Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die Schuhkonferenz. Kollege Bismarck. Gips. Gemosse Schmalfeld. Franco-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parveau. Der heilige O'Shea. Nicäa und Erlurt. Mahadd. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünzig. Trüffelpurée. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Suprema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck & D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Dieromantische Schule. Menuet. She-Ma-Thsiam. M. d. R. Eroica. Der ewige Barrabas. Sem. Dynamistik. Der 2^{te} Bund. Kirchenvater Strindberg. Der Ententeich.

Jeder Band 8°. 14 Bogen elegant broschiert.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Dr. Hofmann's Kuranstalt

für Herz-, Nerven-, Gicht- und
Rheumatismuskranke

Berlin W.

Schlöbenberger Ufer 20, an der Potsdamer Brücke.

Sprechstunde 10—1 und 3—5.

Physikalisch-diätetische Therapie.

Radiogene Behandlung.

Original Englische Arbeit



Keine Fabrik in Deutschland

Herbst- u. Winterkur!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Woche von 31. 60.— ab.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau, 22.

Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhof)

für chronische innere Erkrankungen, ne-
rasthenische, Rekonvaleszenten-Zustände,
Diätetische, Brunnen- u. Entziehungskuren.

Für Erholungsuchende. Wintersport.
Nach allen Erkrankungseigenschaften der
Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte,
nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe
480 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres
Dr. med. Hartach, dirig. Arzt da-
selbst oder Administration in
Berlin S. W., Möckernstr. 118.



Ein gutes Verhältnis



besteht zwischen dem
Jahresversand
des Hauses
Moët & Chandon
und seinem
Riesenvorrat
in den Kellereien von
Épernay, daher die stets
gleichmäßig vorzügliche
Qualität von
White Star
„Sec“

Jahresversand:
ca
4 Millionen Flaschen.



Vorrat:
ca
18 Millionen Flaschen.